



Christian Weise.

Eine litterar-historische Abhandlung

von

Herrmann Palm,
Collegen am Gymnasium zu Maria Magdalena zu Breslau.

Breslau 1854.
Commissions-Verlag von A. Gosohorsky's Buchhandlung.
(L. F. Maske.)

1 A

Christian Weise.

Das siebzehnte Jahrhundert, durch Krieg und Fremdherrschaft das traurigste in der Geschichte unsers Vaterlandes, bietet auch in der Geschichte unsrer Litteratur kein erfreuliches Bild dar. Abgeschlossen, vergessen und ungekannt liegt die alte Blüthezeit der deutschen Poesie da; eine neue Dichtkunst ist auf den ersten Stufen ihrer Entwickelung begriffen und zeigt überall nur Werdendes und Anfänge, weit mehr Missgriffe und erkünstelte Bestrebungen, als Gesundes und Naturgemässes. Das äussere Elend lastet schwer auf der schaffenden Kraft der Nation, die vergebens von genialen Reformatoren des Geschmacks neue Richtungen angewiesen zu sehen erwartet, denen sie mit Entschiedenheit folgen könnte. Unsicher tappen mittelmässige Talente auf den eingeschlagenen Bahnen; wie zu keiner andern Zeit werden ihre Bestrebungen von urtheilslosen Freunden und Zeitgenossen lobpreisend empfangen; aber rasch verschwinden wieder die haltlosen Versuche, durch keine Kritik, nur durch sich selbst vernichtet. Was wir Unterhaltungs- oder schöne Litteratur nennen, bildet sich jetzt erst mit dem steigenden Gebrauch der Buchdruckerkunst, und allmählich gewöhnt sich das Publikum an gedruckte Gaben seiner Dichter. Wie könnte man aus diesen Zeiten Genuss erwarten, wie an so dürftiger Kost Geschmack finden wollen bei den reich besetzten Tischen der Gegenwart! Und gleichwohl ist es in der That ein Genuss, sich hinein zu versenken in die Thätigkeit selbst dieses Zeitalters. Wie ja das unbeholfne Ringen des Kindes mit der Sprache und die dürftigen Aeusserungen seines Denkens nicht bloss den Angehörigen desselben Interesse gewähren, sondern als Kundgebungen des Geistes, wenn auch auf niederer Stufe, den sinnigen Beobachter des geistigen Lebens überhaupt stets fesseln müssen, so vermag auch die Litteratur der ältern Jahrhunderte, als frühes Erzeugniss des eigenen Volksgeistes, die Geduld und Ausdauer des Forschers mit reicher Befriedigung zu lohnen. Es ist freilich nicht der oft armselige Stoff an und für sich, der uns reizen könnte, uns mit ihm zu beschäftigen, sondern die Beziehung auf das Gegenwärtige, das Werden und Wachsen dessen, was nun geworden ist, mit einem Wort das historische Element, welches uns zurückführt zu den bald schwülstigen, bald dürren Producten jener Anfänge. Wenn dann doch noch zuweilen wirklich gute Gedanken, Witz, oder Gemüth uns oft unvermuthet überraschen, ja wenn,

wie diess oft geschieht, nicht bloss das Denken der Einzelnen, sondern oft das äussere und innere Leben, die Geschichte der Zeit in treuen, ganz unbeabsichtigten Darstellungen sich vor uns aufrollt, so entschädigt solcher Gewinn hinreichend für die mühsame und langweilige Arbeit des Aufsuchens.

Solche Betrachtungen auszusprechen fühlt sich derjenige gedrängt, welcher im Begriff ist, die Ergebnisse einer Thätigkeit darzulegen, die er einem Schriftsteller jener Zeit zugewendet hat, der gewöhnlich als einer der verrufensten und unerquicklichsten, freilich nur von solchen genannt wird, die wenig oder nichts von seinen Werken kennen gelernt haben. Wenn Jemand solche Urtheile, wie sie in manchen vielgebrauchten Handbüchern umlaufen, ohne Weiteres annimmt, der wird es freilich als eine traurige Beschäftigung erachten müssen, dem nüchternsten und plattesten Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, dem Führer der sogenannten Wasserpoeten, von Neuem ausführliche Beachtung zu widmen und eine scheinbar abgemachte Thatsache nochmals zu erörtern. Indess sind wir in der Litteratur-Geschichte eben noch nicht so weit, das Urtheil über Männer jener Zeit als abgeschlossen zu betrachten. Selbst der Fleiss unsers Gervinus und Koberstein hat bei aller Gründlicheit noch mancherlei zu thun übrig gelassen, und für Monographien ist das Gebiet der Litteratur-Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts ein noch sehr weites Feld. Wie wünschenswerth aber und gewinnreich für die Gesammt-Geschichte ausführliche Bearbeitungen einzelner Erscheinungen seien, welch' anziehende Darstellungen sich hier geben lassen, hat uns erst neuerdings wieder die treffliche Schrift Kahlert's über Angelus Silesius gezeigt. — Möchte es auch dem Verfasser dieser Abhandlung gelungen sein, durch eine vollständige und zusammenhängende Bearbeitung des ganzen nicht ohne Mühe beschafften Materials ein klares Bild von der Thätigkeit und Bedeutsamkeit eines Mannes zu geben, welcher auf die Litteratur eines halben Jahrhunderts von grösstem Einfluss war, der eine herrschende Richtung in ihr verdrängte und seine eigne in Aufnahme brachte, der fast alle ihre Zweige anbaute, und darum ganz vorzüglich geeignet ist, mit dem Geist jener Zeit bekannt zu machen, des von seinen Zeitgenossen und Landsleuten übermässig gepriesenen, von spätern Beurtheilern aber allzu gering geschätzten Christian Weise*).

Er war geboren am 30. April 1642 zu Zittau, wo sein Vater, Elias Weise, vierzig Jahre lang College am Gymnasium war. Seine Vaterstadt war ihrer Lage nach in jener Zeit der nächste Zufluchtsort der um ihrer Religion willen verfolgten böhmischen Protestanten. Beide Eltern Weise's waren Exulanten, die daher ihr theuer erkauftes orthodoxes Lutherthum auf ihren Sohn übertrugen, in dessen Werken die alt-evangelische Glaubens-Tüchtigkeit und Entschiedenheit als ein sehr hervortretender Charakterzug erscheint. Schön schildert er bei seinem Biographen Grosser (pag. 16) seinen Vater, wie

*) Ausser den eignen Schriften Weise's benutzte der Verfasser für die Darstellung der Lebens-Verhältnisse: „Samuel Grosser, Gorlic. Gymn. Rect., de vita et scriptis Christ. Weisii, Lipsiae 1710" und „Gotlfr. Hoffmann, Gymnasii Zitt. Rect., donum didacticum quo Ch. Weisius longe lateque claruit." Letzteres ist ein Programm seines Nachfolgers vom Jahre 1709; ersteres eine ausführliche Biographie, von einem Schüler Weise's herrührend, die sich besonders über die philologische und theologische Thätigkeit desselben verbreitet.

er des Abends beim Schlafengehen gleich der untergehenden Sonne die glänzendsten Strahlen seines Unterrichts entwickelt habe, und aus dessen Ermahnungen zwei ihm unvergesslich geblieben seien. Oft nämlich habe ihm der Vater beim Wiederholen der täglichen Pensa folgende Worte an's Herz gelegt: „quoties o fili, ethnicorum scripta perlegis, expende, quam aut nulla fuerit eorum spes, aut fallacissima; quoties contraria ex parte Codicem evolvis, cuivis argumento tam diu devotus immorari pergito, donec Christum, ejus nucleum invenis." Nicht minder streng war der Richtung seiner Zeit gemäss die wissenschaftliche Ausbildung des Knaben, der sich auf dem Gymnasium zu Zittau, das damals unter der Leitung des als geistlichen Lieder- und Schaupiel-Dichters bekannten Rectors Keymann stand, lernend, und im väterlichen Hause frühzeitig schon lehrend für seine künftige Laufbahn in der ernstesten Weise vorbereitete. Folgenreich für den Jüngling wurde des Vaters verständige, in jenen Zeiten bei Gelehrten noch seltene Pflege der Muttersprache, deren Uebung er seinen Sohn neben den classischen Studien eifrig betreiben liess. 1660 bezog dieser die Universität Leipzig, wo er mit sichrer Erkenntnis seines Berufs zum Lehrer nach Nichts Geringerem strebte, als sich zur Leitung eines Schulwesens zu befähigen und darum eine universellere Bildung verfolgte. Neben philosophischen und theologischen Studien trieb er Jurisprudenz, Natur-Wissenschaften, Medicin; besonders aber gab er sich den sogenannten politischen Disciplinen, der Geschichte und Beredsamkeit hin und wurde so ein wahrer Polyhistor im bessern Sinne des Worts. Schon 1661 erhielt er den Grad eines Baccalaureus, 1663 den eines Magisters, und nun las er als solcher selbst u. a. auch Collegien über Poesie. Diese werden als besonders besucht gerühmt, weil Weise seine Anweisungen mit praktischen Uebungen begleitet und durch reiche Beispiele anziehend zu machen gewusst habe. Schon früh nämlich hatte er selbst zu dichten versucht. In der Vorrede zu den „curieusen Gedanken von Versen" sagt er, schon im 9ten Jahre habe er Verse gemacht, und ebendaselbst (Theil II, pag. 52) erzählt er, ihm seien, als er im 18ten Jahre die Universität bezogen und kaum den Unterschied zwischen guten und bösen Versen verstanden habe, die verdriesslichen „servitia" des Pennal-Jahres unter der Bedingung erlassen worden, dass er einem jeden aus der Nation mit seinen Versen parat sein sollte. So sei es gekommen, dass er zuweilen in einem Tage zehn bis zwölf Stück habe fertig schaffen müssen, dass man lange Bogen, ganze Schäfereien, ja wohl gar verliebte Lieder von ihm verlangt habe.

Obschon W. gern in Leipzig an der Universität geblieben wäre, liess ihn doch eine Anstellung an derselben zu lange warten; daher nahm er 1668 die Stelle eines Secretärs bei dem Grafen von Leiningen an und lebte mit diesem am Hofe des Administrators von Magdeburg. Hier hatte er Gelegenheit, sowohl die Wissenschaft der Politik praktisch anzuwenden, als auch das Hofleben genauer kennen zu lernen. Von den in beiden Beziehungen gemachten Erfahrungen geben seine Schriften mancherlei Zeugnisse. Diese Stellung verliess er jedoch nach 2 Jahren wieder, und nach kurzem Aufenthalt in Helmstädt, wo die Bekanntschaft mit dem Professor der Eloquenz, Schrader, besonders von Einfluss auf ihn war, da er bekennt, dessen Methode angenommen zu haben*), wurde er

*) Einleitung zu den nothwendigen Gedanken.

Erzieher von zwei jungen Grafen von Asseburg zu Amfurt. Während dieses ländlichen Aufenthalts verfasste er den zweiten Theil seiner „Ueberflüssigen Gedanken", deren erster schon 1668 zu Leipzig herausgekommen war; ebenso entwarf er dort den später mit grossem Beifall aufgenommenen „Klugen Hoffmeister". Schon 1670 aber wurde er von dem Administrator zu Magdeburg an das unter dessen Einfluss neu gegründete Gymnasium zu Weissenfels als Professor der Politik, Eloquenz und Poesie berufen, wo ihm seine Vorlesungen bald so bedeutenden Ruf verschafften, dass der Adel aus allen Gegenden ihm seine Söhne zusendete, um unter ihm privatim, wie öffentlich die politische Weisheit zu lernen. Von jetzt ab entwickelt sich auch seine rastlose schriftstellerische Thätigkeit. Zunächst liess er seine vier Romane erscheinen, ferner ausser einer Reihe politischer Dissertationen seinen politischen Redner. 1678 folgte er der Berufung zum Rector des Gymnasiums seiner Vaterstadt, welchem Amte er bis kurz vor seinem Tode vorstand. Er starb den 21. October 1708. Seine geistigen Kräfte, namentlich seine Beredsamkeit, bewahrte er bis zum letzten Tage. Eine noch kurz vor seinem Tode verfasste lateinische Ode hat Grosser von ihm aufbewahrt.

Als Schulmann hatte W. sich einen so grossen Namen erworben, dass er Schüler aus allen Gegenden, namentlich den protestantischen Adel des damals unter kaiserlichem Drucke stehenden Schlesien an seine Anstalt zog, und dass Grosser von ihm sagt: könne W. auch nicht wie Melanchthon ein Lehrer von ganz Deutschland genannt werden, so doch gewiss der der ganzen Lausitz. In der That war er zum Lehrer berufen, wie wenige seiner Zeit. Sein klarer Verstand, verbunden mit dem vielseitigsten Wissen und einer bei Gelehrten damals seltenen Kenntniss des öffentlichen Lebens, befähigten ihn namentlich zur Ausbildung der Söhne höherer Stände, deren Erziehung von der bürgerlichen in jenem Jahrhunderte ängstlich geschieden wurde. Ferner beweist seinen innern Beruf zum Lehramt der Charakter seiner gesammten schriftstellerischen Thätigkeit, welche eine durchaus lehrhafte ist. So weit sich dieselbe auf Fächer erstreckt, welche nicht zur deutschen National-Litteratur gehören, müssen wir sie hier übergehen, und es sei nur kurz bemerkt, dass W., gewöhnt alle seine Vorträge selbständig auszuarbeiten, eine grosse Anzahl Werke der verschiedensten Zweige, besonders ausser den oratorischen und poetischen, auch Lehrbücher theologischen, philosophischen, philologischen, pädagogischen und historischen Inhalts herausgegeben hat. Otto's Lexicon der Oberlausitzischen Schriftsteller zählt 111 Nummern seiner Werke auf, ohne alle erschöpft zu haben. Ausführlicher dagegen müssen wir hier seiner Lehrthätigkeit gedenken, so weit sie sich auf Förderung und Uebung der Muttersprache bezieht, da nämlich W. einer der ersten ist, welche die Fesseln der classischen Gelehrsamkeit, worein die gelehrte Welt und der Unterricht in Deutschland seit mehr als einem Jahrhundert gebannt war, gelöset haben. Namentlich hat er den Unterricht in den höhern Schulen praktischer für's öffentliche Leben gestaltet, indem er das Mass der lateinischen Sprach- und Schreibübungen beschränkte, um Uebungen in deutscher Sprache an ihre Stelle treten zu lassen. Die classischen Wissenschaften waren ihm nicht das Ziel des Unterrichts. Seine Ansicht hierüber spricht er aus im zweiten Theil der nothw. Ged., pag. 436: „derohalben ist mein Rath, man setze so wol die gelehrte, als die gemeine Mutter-Sprache zusammen, und gedenke,

wir lernen nicht darum, dass wir in der Schule wollen vor gelehrt angesehn seyn; sondern dass wir dem gemeinen Leben was nütze werden. Vielleicht würden auch die Gelehrten an vielen Orten nicht so veracht seyn, wenn sie mit ihren thun erwiesen, dass die Welt ihrer nicht entrathen könte.“ — „Junge Knaben von 12 bis 16 Jahren sollen im Latein geübt werden, und da mag man Orationes machen lassen, de laudibus Homeri, de excidio Trojano, und was sonst in geistlichen und weltlichen Sachen kan erdacht werden. Doch mit was vor Gewissen ein Mann etliche Kerls bis in das sechs- sieben- acht- und zwantzigste Jahr darinn auffhalten kan, davor möchte ich mich creutzigen und segnen.“ Nach des erwähnten Schraders Vorgange entnimmt er nun für seine Schüler die verschiedensten Stoffe zu Reden aus dem öffentlichen Leben, „um ihnen im Schatten vorzustellen, was sie im Lichte des gemeinen Lebens vor Verrichtungen möchten in die Hände bekommen.“ Was er aber von seinen Schülern forderte, das arbeitete er selbst gleichzeitig aus und liess dergleichen Muster in seinem „politischen Redner“, den „nothwendigen“ und den „reiffen Gedanken“ abdrucken, wo sich auch einige deutsche Schulreden finden, die ebenfalls von seinem gesunden pädagogischen Sinne Zeugniss geben. Darin kam er freilich nicht über seine Zeit hinaus, dass er solche Reden noch mit gelehrten Citaten aller Art ausstatten liess, für welche er im politischen Redner eine Menge Excerpte als Material aufhäufte; dass er es als eine Aufgabe des Scharfsinns und Witzes betrachtet, die entlegensten Gegenstände auf einander zu beziehen, z. B. die Nachricht von einem in Dänemark gefallenen Regen auf den Tod einer Jungfrau. Diess geschieht natürlich stets mit Vorwalten der Allegorie, deren Spielereien, wie sehr er sie auch in andern Stylformen vermeidet, hier noch immer viel Raum einnehmen. In den Nothw. Ged. pag. 391 sagt er z. B.: „In den Orationibus lassen sich alle Sachen anbringen, und da sind die loci communes gut, dass man bei vorfallender Eilfertigkeit aus einem Titel eine gantze Rede abfassen und mit curiösen Inscriptionibus, Apophthegmatis, Symbolis u. d. g. artig auszieren kan.“ Indess scheint in dieser Beziehung noch bei W.'s Lebzeiten eine Aenderung des Geschmacks eingetreten zu sein; denn etwa 24 Jahre später erklärt er in der Einleitung zum „Zeitvertreib der politischen Jugend“: „Wenn jemand vor dieser Zeit mit weitläufftigen periodis ein Auffsehen machte, wenn er etliche Titul aus seinen collectaneis anbrachte, wenn er auch seine Kunst mit der Topica nicht zurücke liess, so gab ihm offt eine gantze Versammlung das gütige Zeugnüss, dass er sich zu einer allgemeinen Admiration wohl auffgeführet hätte. Doch nunmehr haben die galantesten Persohnen gleichsam die Gedult und die Lust verwechselt, und wenn sie was hören sollen, so muss es zwar geschickt, scharfsinnig, und wohl gesetzt, aber zugleich kurtz und durchaus nicht verdriesslich sein.“ Daher bemüht er sich später, die Jugend ad dictionem sententiosam anzuweisen, d. h. „ohne alle Weitläuftigkeit von gewissen Sachen und Persohnen allerhand curieuse Dinge zu raisonniren.“

Seine Wirksamkeit im Unterricht in der Muttersprache zu unterstützen, waren ferner die von ihm alljährlich, wie er angiebt, nicht aus Inclination verfassten und öffentlich aufgeführten Schauspiele bestimmt. „Salus juventutis praecipua lex esto“ war sein Grundsatz, und da er nun einmal von der Oratorie Profession mache, dürfe er auch diesen Theil nicht unberührt lassen. Ja er hielt sogar seine Schüler selbst an, deutsche Verse zu

machen. „Sofern ein junger Mensch zu etwas rechtschaffnes wil angewiesen werden, dass er hernach mit Ehren sich in der Welt kan sehen lassen, der muss etliche Nebenstunden mit Versschreiben zubringen.“ — „Ist Geschicklichkeit im Reden nothwendig, so folgt auch, dass man der Poeterey nicht allerdings entrathen könne“*). Das Verfahren, welches er seine Schüler bei diesen Uebungen anwenden liess, und welches er in den „curieusen Gedanken von Versen“ ausführlich darlegt, ist klar und verständig. Freilich blieb der Unterricht bei der Aneignung der äussern Fertigkeit stehen; ja W.'s Bestreben hat sogar die nachtheilige Folge gehabt, dass durch die erleichterte Handhabung der Verskunst die Zahl der vermeintlichen Poeten ungemein stieg, indess wird darum Niemand die pädagogische Zweckmässigkeit solcher Uebungen verkennen. Auch will W. nur, dass die Schüler vorläufig das Aeusserlichste lernen, das Zählen und Messen; „bey zunehmenden Alter wird das Gewichte nicht ausbleiben“**).

Ich führe die diesen Zweig des Unterrichtes betreffenden Lehrbücher und Beispiel-Sammlungen an mit Angabe der von Jördens aufgezählten Ausgaben. Es sind folgende:

Nothwendige Gedancken der Grünen Jugend, 1675 u. 84. — Reiffe Gedancken, 1682. — Curieuse Gedancken von Deutschen Versen, 1691, 93 u. 1702. — Politischer Redner, 1677, 81, 88, 91 u. 94. — Gelehrter Redner, 1692, 93 u. 1714. — Oratorische Fragen, 1706. — Oratorische Systema, 1706. — Curieuse Gedancken von Deutschen Briefen, 1691, 92, 1702, 19. — Politische Nachrichten von sorgfältigen Briefen, 1693, 1701.

Die wiederholten Auflagen, so wie die Nachahmungen dieser Werke beweisen, welchen Anklang diese damals ganz neuen Bestrebungen W.'s fanden***).

Gewiss wurden diese Erfolge auch durch die Persönlichkeit des Mannes wesentlich unterstützt, von dessen Lobe seine Biographen überfliessen. Hier wollen wir einige seiner Charakterzüge darlegen, die sich besonders in seinen Werken ausprägen und auf seine schriftstellerische Thätigkeit eingewirkt haben.

Neben dem Ernst einer tüchtigen religiösen Gesinnung, die sich sehr schön in den für seine Schüler bestimmten, eben so verständigen, als väterlichen Anweisungen zum Universitäts-Studium ausspricht†), besass er grosse Milde und Toleranz. Religiöse Polemik ist in den nicht theologischen Schriften selten, wie oft auch Gelegenheit dazu dasein mag, und dann fast nur gegen die Jesuiten gerichtet, unter denen er übrigens einen seiner wärmsten Freunde hatte, den geistesverwandten Prager Universitäts-Lehrer und

*) Nothwend. Ged., Vorrede.

**) Vorrede zu den Cur. Ged. von Versen.

***) Unter den Nachahmungen ist besonders eine anonym unter dem Titel „Der kurzweilige Redner“ 1687 erschienene und 1717 unter dem Titel „Der vermehrte und verbesserte Lustredner“ wieder abgedruckte anzuführen, die offenbar als ein Werk W.'s betrachtet werden sollte und betrachtet worden ist, da ihr namentlich auch eine Komödie beigegeben ist, wie dem politischen Redner. Indess rührt diess schwache und dazu sehr unsaubere Produkt wahrscheinlich, da es auf Weissenfels hindeutet, von dem dasigen Prof. Riemer her, der auch sonst in W.'s Fusstapfen zu treten bemüht ist.

†) Chr. Weisens Politischer Academicus d. i. Kurtze Nachricht, wie ein zukünftiger Politicus seine Zeit und Geld auff der Universität wohl anwenden könne. Amsterdam 1685. — Chr. Weisens Väterliches Testament d. i. Kurtze Nachricht, wie ein zukünftiger Politicus in seinem Christenthume auff der Welt ein gut Gewissen behalten und in dem Tode die ewige Seligkeit davonbringen soll.

Polyhistor, Bohuslaus Balbinus*). — Auch in litterarischen Fehden zeigt sich W. sehr friedliebend und nirgends verletzend. Obschon er über manche Bestrebungen seiner Zeitgenossen den Stab bricht, so vermeidet er doch mit ängstlicher Scheu, das widerliche Gezänk hervorzurufen, welches noch zu seinen Lebzeiten im Norden Deutschlands begann. Diess beruht zum Theil auf seiner bescheidenen Selbsterkenntniss, vermöge deren er, wie wir sehen werden, wenigstens auf seine poetischen Erzeugnisse sehr wenig Werth legte, und wodurch er uns mit mancherlei Anstössigem auszusöhnen vermag.

Nicht minder charakteristisch für W. ist die ungeachtet seiner in höheren Kreisen angenommenen Bildung vorwiegende Hinneigung zum Volksthümlichen. Er lebt und wirkt, wie für seine Schüler, so auch für die grosse Menge, die er nicht mit dem den Gelehrten seiner Zeit eigenen Stolze tief unter sich stellt, sondern der er belehrend und unterhaltend in seinen Romanen, Liedern und Schauspielen gegenübertritt. Aus dem täglichen Leben, den niedern Schichten der Gesellschaft entnahm er den grössten Theil seiner Stoffe, welche auf jene wieder zurückzuwirken bestimmt waren. Die Fehler des bürgerlichen Standes sind besonders Gegenstände seiner gutmüthigen Satire. Darum meidet er auch den Ton und die Sprechweise des Volkes nicht, selbst auf die Gefahr hin, durch einen derben Scherz dem Zartgefühl der feiner Gebildeten zu nahe zu treten. Vom wirklich Gemeinen und Zotenhaften, dessen seine Zeit so viel und mit Vorliebe producirte, will er sich wenigstens mit Ausnahme seiner frühesten Jugendwerke fern halten, ja er eifert aufs ernstlichste gegen diese Schriftstellerei. Weiter unten werden wir sehen, in wie weit ihm jenes gelungen ist, und wie er gegen die Urtheile von Leibnitz und Wernicke zu vertheidigen sei, welche ihn wegen seines Schmutzes tadeln**).

Schlimmer als dieser Vorwurf trifft ihn dagegen der, dass er sich durch sein Streben nach Natürlichkeit und Volksthümlichkeit zu einer durchaus platten und nüchternen Auffassung und Darstellungsweise habe hinreissen lassen, welche seinen Schriften einen grossen Theil des Werthes wieder rauben, den sie durch ihre Gesinnung und Tendenz verdient haben würden. W. hatte richtig die Unnatur in den Tändeleien der Nürnberger, den puristischen Bestrebungen der Zesianer und besonders in dem Schwulste der zweiten schlesischen Schule herausgefühlt; sein richtiger Takt lehrt ihn, sie zu meiden. Laut dagegen anzukämpfen widerstrebte ihm; nur hier und da spricht er gegen die „curieusen Epitheta". „Wer gar zu viel Neues macht, der redet wider die Gewohnheit und hat das Ansehen, als wenn er was gezwungenes geschrieben hätte"***). Sprachliche Neuerungen, wie die Zesens, seien meist aus Gedanken-Armuth hervorgegangen. „Ich halte, wer keine Soldaten ins Feld führen kann, der machts wie die Kinder und stellt eine Armee von Schminckbohnen oder Kieselsteinen†). Und welchen hohe Sachen nicht fliessen

*) Ueber das fast zärtliche Freundschafts-Verhältniss Beider ist bei Grosser p. 81 ff. Ausführliches berichtet.

**) Koberstein, pag. 643 u. 644.

***) Cur. Gedancken von Versen, pag. 94.

†) Die öfters in den gegebenen Proben wahrnehmbare Nachlässigkeit und Verschiedenheit der Orthographie ist aus der Gewohnheit W.'s zu erklären, seine Arbeiten Amanuensen in die Feder zu dictiren, deren Orthographie wir also vor uns haben, nicht W.'s. Daher kommt namentlich der häufig wiederkehrende

wollen, der bemüht sich mit geringen und nichtswürdigen Gedancken"*). Dass aber W. nirgends in das überschwängliche Lob Hoffmanswaldau's und Lohenstein's einstimmt, während er Opitz sehr hoch stellt, dass er ausser in den Gelegenheits-Gedichten, wo er es der rhythmischen Bequemlichkeit wegen thut, von den zierlichen Beiwörtern keinen Gebrauch macht, und endlich sein schon früh ausgesprochener Grundsatz: „man müsse die Sachen also vorbringen, wie sie naturell und ungezwungen seien, sonst verlören sie alle grace, so künstlich als sie abgefasst wären"**), zeigen hinreichend, dass ihm die damals gerade herrschende Richtung der Schlesier nicht zusagte. Bei dem Streben nach dem Entgegengesetzten lag aber die Verwechselung poetischer Natur-Wahrheit mit prosaischer Nüchternheit sehr nahe, und es ist W. nicht gelungen, sie zu vermeiden***).

Von grossem Einfluss hierauf war die jener Zeit eigne, auch von W. getheilte traurige Ansicht von der Poesie überhaupt, nach welcher sie Nichts als eine Dienerin der Beredsamkeit ist, deren Nutzen theils darin besteht, dass man „copiam verborum, die Kunst zu variiren und den numerum oratorium lernt", theils der, „dass man den Leuten dienen, seine und andere Affecten vergnügen, und endlich zu eigner oder fremder Belustigung in den Nebenstunden was aufsetzen lernet"†). In einem auch bei Koberstein citirten Gedicht, womit W. ein Collegium poëticum beschloss, sagt er zu seinen Schülern††):

So lernt zu guter letzt, worinn das Werk besteht.
Die süsse Poesie sol euch nur munter machen,
Damit ihr allerseits die Reden und die Sachen,
Geschickt verbinden könnt: sie sol der Zucker seyn,
Den must ihr auff den Safft der andern Künste streun.
Drum lacht die andern aus, die nur im blossen Reimen
Den armen Kopff bemühn, und alles sonst versäumen
Was gut und nützlich ist.

Wir finden es heut kaum glaublich, dass eine in der That dichterisch begabte Natur, die beständig zu schaffen sich gedrängt fühlt, die eigne Kunst so gering schätzen kann, dass sie selbst den Namen eines Poeten von sich ablehnt und schlechten Dank dafür weiss. Diese Ansicht, welche nicht bloss W., sondern grossentheils das ganze Zeitalter charakterisirt, mag hier mit W.'s Worten noch genauer dargelegt werden, wie er sie im zweiten Theile der „curieusen Gedancken" ausspricht. Dort sagt er pag. 6: „Ein Poet, welcher den Namen in der That führen soll, ist ein solcher Mann, der in artigen und annehmlichen Gedichten die Göttliche und Menschliche Weisheit vorstellen kan; wie etwan der alte Plato die Poeterey τὸ ὅλον, das ist, alles mit einander, und den gantzen Begriff der Weisheit zu nennen pflegt. Und eben des wegen ist Homerus, auch hernach Virgilius

Dativ der schwachen Masculinas auf en statt em, wovon die noch heut in Sachsen vielfach sich vorfindende schlechte Aussprache Veranlassung sein mag.

*) Nothwend. Ged., pag. 315.

**) Ueberflüssige Ged. II. Vorr.

***) Man vergleiche hierüber Koberstein, pag. 642 ff.

†) Cur. Ged. von Versen II., pag. 16.

††) Nothwendige Ged., pag. 433.

in allen Schulen so sehr ästimirt und getrieben worden, nicht, dass die jungen Leute solten lernen Verse machen, sondern, dass sie von den Arcanis der Götter, der Opfer, und aller Tugenden etwas ausführliches begreiffen solten." Wir Christen hätten aber von deren Gedichten darum „keinen Staat zu machen, da wir die Erkäntniss Gottes und die Lehre der Politischen Klugheit etwas deutlicher und verständlicher in unsern Büchern enthalten wissen. Also ist es kein Wunder, dass mancher in den alten Poeten weniger findet, als die Leute vor Zeiten darinnen gesucht haben." Heut bezeichnet der Name Poet, als kaiserlicher Titel nur eine Art gelehrten Adels, stehe aber sonst in grosser Verachtung. Die Ursache davon sucht W. zum Theil in der Gehässigkeit, welche im 15ten Jahrhundert der Clerus gegen die Philologen gehegt habe. „Also wusten sie keinen Titul, der ihren Gedancken nach die damahligen philologos hefftiger touchiren könte, und nenneten sie durchgehends Poeten. Wer sich nun von dem gemeinen Volcke die Pfaffen was bereden liess, der ward dem Titul so gram, dass er lieber hätte was garstiges als ein Poete seyn wollen." Andrerseits hätten auch die Meistersänger daran Schuld, welche den Namen als Poeten mit grossem Eifer hätten behaupten wollen. Darum wehre sich jeder, z. B. auch Opitz (der übrigens in dem von W. citirten Gedichte zeigt, dass er einen höhern Begriff von der Poesie hatte) gegen den verachteten Namen. Allerdings hätten gewisse Leute thörigt ihre dichterische Thätigkeit als die Hauptaufgabe ihres Lebens angesehen, „welche unter den Leuten einen sonderbahren Stand, auch wol gar eine sonderbahre Belohnung verdienet hätte," da doch bei diesem Studium kein Verdienst zu hoffen, sondern das Meiste fremder und ungewisser Freigebigkeit zu überlassen sei. Die Dichtkunst werde erst ästimirt, wenn der Mann etwas andres daneben habe, davon er sich bei Mitteln und Respect erhalten könne, wie Schottel, Harsdörffer, Hoffmannswaldau. Opitz habe sich zwar überaus verdient um sein Vaterland gemacht, aber sein unsichres Leben werde gewiss kein Vater seinem Sohne wünschen. Etwas andres seien die Professoren der Poesie, welche ja die Verse nur für ein Nebenwerk und als Mittel ansähen, das höhern Zwecken zu dienen habe. Sie verlangten aber darum ebenso wenig einen Vorzug, als der Zimmermann um einer schönen Axt willen das Meisterrecht beanspruchen werde, und würden ihre Schüler gewiss lieber anhalten, gute Prediger, Hofräthe u. s. w. zu werden, als gute Poeten. Ja der Lehrer, der einen armen Studirenden, der seinen Cursus so rasch als möglich zu vollenden habe, zu tief in die poetischen Wälder führe, handle recht wie ein Stiefvater an ihm.

Mit diesen Ansichten stehen die Vorschriften in nahem Zusammenhange, welche er für die Verskunst kurz in den „Nothwendigen Gedancken", ausführlich in den „Curieusen Gedancken" ausgesprochen hat, und worin ebenso der prosaische Ausdruck in allen Beziehungen massgebend ist, als die zu Beispielen und Aufgaben gewählten Stoffe durchaus nur Vorgänge aus dem Alltagsleben sind. In Bezug auf den Satzbau in der poetischen Sprache heisst es: „Welche Construction in prosa nicht gelitten wird, die sol man auch im Verse davon lassen*) ein Satz, den auch Gottsched noch festhielt**). Alle früher

*) Cur. Gedancken I, pag. 141.
**) Koberstein, pag. 1050.

erlaubten Wortversetzungen, z. B. die Stellung des Adjectivs nach dem Substantiv, verwirft er entschieden. „Ich versuchte es, ob man dieser gezwungenen Freyheit müssig gehen, und solche Verse machen könte, welche in allen Stücken der Sprache näher kämen. Es gieng an. Ja ich befand, dass man durch dieses Kunst-Stücke zu leichten und lieblichen Reden könte angewiesen werden. Da mancher nicht weiss, wo es eigentlich sitzt, dass ihm der Vers weder klingen noch klappen wil“*). Er rühmt sich sogar damit, dass man in allen seinen Liedern und ernsthaften Sachen keine Art zu reden finden werde, die man nicht entweder in gemeinen Gesprächen, oder doch zum wenigsten in einer hochdeutschen ungebundenen Rede gebrauchen dürfe. Dieser neue Satz fand nur getheilte Aufnahme; denn selbst Morhof, der sonst viel auf W. hält, mag ihm hierin nicht schlechthin beistimmen**). Folgerichtig heisst es dann in Bezug auf die Wahl der Worte: „Weil ich keine Construction gelten lasse, die man nicht in Prosa gebrauchen kan, so kan ich auch gar schwerlich zu Worten gebracht werden, welche man in Prosa mit einiger Unannehmlichkeit anhören möchte“***). Sie seien also die des gewöhnlichen Lebens, und wenn auch ein erhabnerer Styl nothwendig sei, „so müsse sich doch dieser nach dem usu familiari richten“†). Man habe keines neuen Backofens nöthig, um neue und ungewöhnliche Wörter zu backen. Zwar will er der Sprache die Freiheit von Neubildungen und Zusammensetzungen nicht ganz versagen, ja er selbst bedient sich derselben nicht ganz selten, indess empfiehlt er dabei, auf die Natur der Sprache zu sehen, und ruft das gesunde Sprachgefühl als Richter an, ob solche Worte zu billigen seien, die erst durch lateinischen Commentar verständlich seien. „Wer so schreiben will, der mag es verantworten, ich will meine simplicitaet im Reden behalten“††).

Was die zierlichen Redensarten betrifft, so nennt er sie in dem älteren Werke noch „nicht uneben“. Offenbar erschien es ihm von rhetorischem Nutzen, die Kunst des Variirens an ihnen zu üben, z. B. statt Gold zu setzen: das helle Mark der Erden, oder die Sonne der Metalle u. s. w.†††). In den spätern „curieusen Gedancken“ erwähnt er dieses Gebrauchs nicht mehr, da er ja gegen seinen oben angeführten Grundsatz verstösst. Nebenbei sei bemerkt, dass man damals ganze Bücher voll dieser geschmacklosen Formeln neben den auch schon gebräuchlichen Reimlexicis hatte, worin man sich Raths erholen konnte. W. erklärt sich mit gesundem Sinn gegen die Anwendung solcher „Poetischer Trichter, Aerarien und Collectaneen“. — Den Gebrauch französischer und lateinischer Worte in der Dichtersprache findet er bei solchen, die schon das Bürgerrecht erhalten hätten (was er jedoch auch auf Worte wie Serviteur und Courage ausdehnt), zulässig. Sie können wohl mitunterlaufen, ja die Annehmlichkeit erhöhen; doch solle man ebenso wenig ausländische Thorheit, als altväterische Einfalt affectiren*†). In der

*) Nothwend. Ged., pag. 317.
**) Cur. Ged. I, pag. 177, und Koberstein, pag. 550.
***) Cur. Ged. I, pag. 73.
†) Ebend., pag. 128.
††) Ebend., pag. 133.
†††) Nothwend. Ged., pag. 363.
*†) Cur. Ged. I, pag. 136. Nothwend. Ged., p. 309.

didactischen Prosa erlaubt er sich die lateinischen Formeln unbedenklich, ja im Uebermass; dagegen im poetischen und oratorischen Styl werde er grosses Bedenken tragen, ein Wort einzumischen, welches nicht von allen Leuten verstanden werde. — Diese Frage behandelt W. nicht ohne Veranlassung; der Missbrauch der Fremdwörter in der Poesie war damals häufig.

Da der Sinn mit jeder Verszeile schliessen solle, so sei der Reim dem Wortfall des deutschen Satzes gemäss nur ein- oder zweisilbig, „da die Deutschen ihre Discourse gar selten mit dreisilbichten Wörtern beschliessen"*). Dactylischer und anapästischer Verse bedient er sich sparsam und nur zur Abwechselung mit den trochaischen und jambischen, welches die der deutschen Sprache nur eignenden Rhythmen seien, während mit einem Anapäst kein deutsches Wort anfange**). Doch wünscht er unsrer Sprache die Freiheit der lateinischen, statt eines Jambus den Anapäst und statt des Trochäus den Dactylus zu brauchen.

Ebenso verwirft er das Nachahmen der lateinischen Strophen, da der Reim die Gleichartigkeit der Zeilen verlange; indess zeigt er der deutschen Sprache zu Ehren durch einige Distichen, Sapphische, Alcäische und Choriambische Strophen, „dass solche Mirackel gar leicht gethan sein würden, wolte man sich mehr einer frembden Sclaverei, als einer anständigen Freyheit bedienen"***). Auch das Sonett findet er für die deutsche Sprache unangemessen. „Die Deutschen mögen sich stellen, wie sie wollen, so hab' ich doch wenig Sonette gesehen, da man allen Zwang hätte vermeiden können"†). Sonette auf einen einzigen Reim „gehören mehr vor obscura Schulfüchsige ingenia, als dass man rechtschaffene Gemüther damit belästigen solte"††). Wer von dieser Gattung jedoch Gebrauch machen wolle, der möge neben dem Alexandriner auch den trochaischen und dactylischen Vers dazu verwenden. — Die bequeme Art zu dichten, nach welcher je zwei Verse ungereimt gelassen werden, missbilligt er und lässt ungereimte Zeilen höchstens in der Oper oder dem Madrigal zu. Ganz ungereimte Gedichte, wie sie damals schon den Engländern und Holländern nachgeahmt wurden, müssen ihm nothwendig missbehagen, da seine Poesie sich ja fast nur durch den Rhythmus und Reim von der Prosa unterscheidet, und da man daher „immer die Freyheit mit einer scharfsinnigen Invention compensiren müsste"†††), wessen er sich wohl nicht fähig fühlt.

Auffallend ist der Zwang, den er der Verskunst auflegen will, dass nämlich ein Wort, welches auf ein andres, mit einem stumpfen e schliessendes folge, nicht mit einem Vocal anfangen dürfe. Ebenso solle man den Vocal vor dem h möglichst meiden*†).

Diess genüge, um die eigenthümlichen Ansichten W.'s in Bezug auf die Verslehre kennen zu lernen. Neben dem Unhaltbaren sehen wir auch einzelne richtige und von

*) Cur. Ged. I, pag. 11.
**) Ebend., pag. 79.
***) Ebend., pag. 138.
†) Ebend., pag. 37.
††) Nothwend. Ged., pag. 358.
†††) Cur. Ged. I, pag. 59.
*†) Ebend., pag. 93.

feinem Sprachgefühl zeugende Bemerkungen. Der Einfluss dieser Grundsätze auf die Poetik bis Gottsched hin war bedeutend; sie wurden geradezu leitend und massgebend, freilich auch an Seichtigkeit und Nüchternheit von einzelnen Nachbetern oft noch weit übertroffen; nur wenige Männer wagten es, sich von ihnen loszumachen, oder wohl gar zu spotten. Das Nähere hierüber geben Gervinus III, pag. 469, und Koberstein, pag. 529 *). Hier sei zu Gunsten W.'s nur noch bemerkt, dass er recht wohl einsah, dass durch Regeln Niemand zum Dichter werde, „alldieweil doch die Poeterey gleichsam in der Natur stecket und durch gute Anweisungen nur ermuntert und hervorgelocket wird“ **), dass sich dazu „erst das hundertste ingenium capable finde“, und dass zur Dichtkunst eine völlige Hingabe des Gemüthes nothwendig sei; denn „wo der gantze Mensch und ein rechter Ernst nicht darbey ist, da wird das Werck allemahl unkräftig seyn, und was nicht von Hertzen kommt, das geht auch nicht wieder zu Hertzen“ ***). Für ächt Poetisches geht ihm der Sinn keineswegs ab. Von den evangelischen Kirchenliedern nennt er mit richtigem Gefühl die gehaltvollsten und tiefsten. Das alte Volkslied weiss er zu schätzen, und gewiss, hätte er von der älteren Litteratur etwas Andres gekannt, als das Heldenbuch, so würde er günstiger über die Poesie der alten Deutschen geurtheilt haben, als er diess thut †).

Die eignen poetischen Leistungen W.'s können nach allem Angeführten nicht viel erwarten lassen, am wenigsten natürlich die l y r i s c h e n, zu denen wir uns jetzt wenden; doch zeigt sich sein poetisches Talent oft wirksamer als seine Grundsätze. Lieder sind von ihm in vielen Werken gesammelt; die frühesten und zahlreichsten in den „Ueberflüssigen Gedanken der grünenden Jugend,“ deren erster Theil 1668 anonym, der zweite sechs Jahre später erschien ††. Ueberflüssig nannte er sie, da sie bei müssigen Nebenstunden zum Zeitvertreib, gleichsam zum Ueberfluss und zur Zugabe zu den eigentlichen Amtsverrichtungen entstanden seien. Da sich die hierin enthaltenen Lieder von den späteren wesentlich unterscheiden, so betrachten wir sie zuerst und besonders. Sie sind eine Frucht der Universitätszeit, jenes oben geschilderten Pennal-Jahres und, wie W. selbst später fühlte, von geringem Werthe. Er würde sich wenig bekümmern, wenn sie ganz verschwinden sollten. Er sei überhaupt kein Poet; doch sehe er viele andere, die es schlimmer machen, wenige, die es besser treffen. Die deutschen Virgilii und Horatii

*) Ein richtiges Urtheil über W. führt Rambach in seiner Anthologie III, pag. 9, aus einer 1725 anonym zu Breslau erschienenen Anleitung zur Poesie an. Der Verfasser sagt dort nach einem sehr ungünstigen Urtheile über die Schlesier und ihre Gelegenheits-Poesie: „Hiezu scheint Hr. Weise in Zittau sehr viel geholfen zu haben, welcher die Jugend von der wahren Poesie abführt und hingegen zu einer Schreibart gewöhnt, welche Niemand als dem Pöbel gefallen kann. Denn seine meisten Verse distinguiren sich von einer allgemeinen Rede durch Nichts, als durch die Reime und die Zahl der Silben, daher seine Verse wohl alle ganz fliessend, aber nicht alle poetisch genug sind; er hat aber das Glück, dass ihn seine Landsleute sehr hoch achten.“

**) Nothwend. Gedancken, pag. 396.

***) Cur. Gedancken II, pag. 21.

†) Ebend., pag. 25.

††) Die Ausgabe von 1692, die mir zu Gebote stand, scheint ein unveränderter Abdruck der ersten zu sein, über deren überaus nachlässigen Abdruck W. in den Cur. Ged. mit Recht klagt.

sollen noch geboren werden, und der müsse ein blödes Gesicht haben, der sich durch die Sterne jener Zeit wollte verblenden lassen. Nur die schriftliche Verbreitung und Verstümmelung, welche diese Gedichte erfahren hätten, bewögen ihn, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt drucken zu lassen *). — Es sind leichte Gesellschafts-Lieder, „bloss geringe Sachen, daraus ein blosser Schertz und sonsten nichts entspringt, die sich indess belieblich können machen, wenn sie zur rechten Zeit auf die Bahn gebracht werden“ **). Man erwarte daher nicht, in ihnen den Ausdruck tiefer Gefühle zu finden; nicht einmal die wirkliche Betheiligung des Dichters an dem geschilderten Stoff ist überall gewiss. Scherz und heitre Laune sind der Grundton dieser oft übermüthigen und frivolen Liedchen, die nach der Angabe des Verfassers nicht selten aus fremden Einfällen hervorgegangen sind. Die conventionelle, äusserliche Bildung der Zeit spiegelt sich in ihnen ab, ebenso auch in den Gesprächen, in welche er im zweiten Theile die Gedichte einfügt, indem er richtig herausfühlt, dass lyrische Sachen allein zu lesen auf die Dauer ermüde. Der gesellschaftliche Verkehr der jungen Welt erscheint darin als ein beständiges Aufziehen und Höhnen. Von der Empfindsamkeit des folgenden Jahrhunderts ist keine Spur zu finden. Der Uebermuth des Studenten, die natürliche Unbefangenheit der Jugend lehnt sich in ihnen gegen den steifen Ton auf, welcher die Kreise der älteren nnd höheren Gesellschaft ebenso wie die Litteratur beherrscht, und giebt praktische Gegenmittel. Mit der Liebe ist es dem Dichter meist nicht Ernst, am „Thalen“ allein liegt ihm, das setzt er auch bei seinem Mädchen voraus, und darf er diess, so will er's am liebsten bei ihr thun. Zwar hat sie ihm einmal gesagt, er solle nicht thalen; allein sie möge doch bedenken, die Thaler liebe man ja in aller Welt, sie werde doch auch bei sich solche Münze gelten lassen. Und als er sein Mädchen verloren, tröstet er sich mit der Frage:

Willst du dich an eine binden?
Nein du wirst die gantze Welt
Voll verliebter Seelen finden,
Wo dir ja solch Thun gefällt.
Eine schad fürwahr nicht viel,
Immerhin was lauffen wil.

Suche deine guten Brüder,
Nimm die Karten und ein Glas,
Singe neue Possen-Lieder,
Seele, wie gefällt dir das?
Gelt, es geht so lieblich ein,
Als wenn wir beym Mädchen seyn?

Anderswo warnt er davor, den ersten Liebhaber bei einem Mädchen auszustechen; denn:

Die Mädchen sind wie Post-Papyr,
Subtil und zart im Lieben;
Denn wer in ihre Zier
Sich nur zuerst hat eingeschrieben,
Der stehet obenan,
Da man die Schrifft wohl lesen kan.

Er findt ein unbefleckktes Blat
Da sich die reine Tugend
Noch nie geschwärtzet hat,
Und lockt die Einfalt ihrer Jugend
Durch die Unträglichkeit (?)
In alle Gunst-Gewogenheit.

*) Ueberfl. Ged. I, Vorrede.

**) Ebend., 9tes Dutzend, 12tes Lied. Diess auch von Gödeke I, pag. 475, aufgenommene Lied ist interessant, weil sich der Dichter über seine Stellung zur übrigen Dichterwelt und seine Ansichten von der Poesie ausspricht.

Hingegen wer den Rathschluss fast,
Was anders drein zu schwatzen,
Und diesen ersten Gast
Will auss der Liebes-Taffel kratzen,
Der übersieht es doch
Und macht in das Papyr ein Loch.

Auch wann es gut gerahten soll,
So muss ein Schandfleck bleiben,
Darauff man nicht so wohl
Die neue Liebe kan beschreiben,
Dann dorte da und hier
Sticht noch die alte Dinte für.

Man hat ja wohl einander lieb,
Doch muss man immer hören,
Wie sie den ersten Dieb
In ihren Hertzen heimlich ehren,
Darneben traun sie nicht
Und was man auch vor Worte spricht.

Dieweil nun itzt das Kind
Die sauer-süssen Sachen
Fein zeitlich lieb gewinnt,
So will ich mich an keine machen,
Damit werd ich allein
Kein unglückseelger Schreiber seyn.

In ächt studentischer Weise ist er galant gegen die Leipziger Schönen, wenn er sie allen Biersorten vorzieht und singt:

Leipzger Breuhahn schmeckt mir nie,
Und der Rastrum ist noch schlimmer:
Aber Leipzger Frauenzimmer
Das verlohnt sich noch der Müh:
Dieses macht auf meinem Munde
Manch versüstes Zucker-Spiel,
Dass ich es in einer Stunde
Mehr als zehnmal kosten will.

Braunschweig darf sich ferner nicht
Auf die Mumme so befleissen,
Denn die Mühmgen hier in Meissen
Sind was besser zugericht.
Bresslau mag sich wohl befinden,
Und im Schöpse lustig seyn.
Doch die Schäffgen bey den Linden
Gehen uns viel süsser ein. u. s. w.

Nur selten haben einzelne Liedchen den Anschein grösserer Innigkeit, z. B. wenn er sich der Gunst seiner Marilis versichert hält:

Mein Mädgen ist mir gut!
Und ob sie gleich zu Zeiten,
Absonderlich vor Leuten,
Ein bissgen spröde thut;
So macht ihr Wort-Gezänke
Mir gleichwohl einen Muth,
Dass ich im Hertzen dencke,
Mein Mädgen ist mir gut!

Mein Mädgen ist mir gut!
Ein Jahr ist ja vergangen,
Seyd mein geneigt Verlangen
In ihrer Freundschafft ruht.
Wie solt ich dann nicht wissen,
In dem sie anders thut,
Wie weit ich könne schliessen,
Mein Mädgen sey mir gut.

Mein Mädgen ist mir gut!
Sie macht ihr Amtsgesichte
Bissweilen noch zu nichte,
Und rühret mir das Blut
Durch liebgesinnte Blicke:
Drum spricht mein freyer Muth,
Ich habe noch das Glücke,
Mein Mädgen ist mir gut.

Mein Mädgen ist mir gut!
Ein andrer mag sich kräncken,
Und voller Furcht gedencken,
Was seine Nymfe thut;
Ich kan die Sorgen brechen,
Denn mein vergnügter Muth,
Kan in der Wahrheit sprechen,
Mein Mädgen ist mir gut.

Ausser den überwiegend erotischen Stoffen finden sich noch Trinklieder, unter denen sich einige recht frische auch durch ihre Form auszeichnen, z. B.:

Was hat man sonst davon, als dass man lustig ist,
Und beyder Compagnie der andern Noth vergist,
Mit Sauersehn und Sorgen
Wird selten was gethan,
Wohl dem der sie auff Morgen
Getrost verweisen kan.
Ein angenehmer Trunck, ein ungefärbter Freund,
Der zwar den Becher Wein, doch mich viel besser meint,
Das sind dieselben Gaben
Die schleichen lieblich ein,
Biss wir die Ladung haben
Und heute fertig seyn.

So geht den andern Tag die Freude wider an,
So bleibt die Traurigkeit auch Morgen aussgethan,
So wird der Safft von Reben
Durch Lieb und Treu versüsst,
So führen wir ein Leben,
Das überirdisch ist.
Wolan was säumen wir? da steht der blancke Wein,
Da muss der liebe Trunck undisputierlich seyn,
Sonst kan es nicht ergetzen,
Da muss man sich bemühn
Auf einmahl anzusetzen,
Auf einmahl abzuziehn.

Oder folgendes „Sauff-Madrigal, das sich fein in die Musik schickte und hinten mit einem hübschen Runda beschlossen ist“:

Sa sa Sa sa Sa sa.
Das ist die alte Welt, so giengs beym alten Kayser,
So gehts zu unsrer Zeit:
Da muss der klare Wein
Just ausgestochen seyn:
So wächst in uns Lust und Vertraulichkeit,
Denn wer fein redlich trinken kann,
Der ist auch sonst ein redlich Mann.
Die matten Fliegen sind zu schlecht vor unsre Gaben,
Wer weiss ob sie auch deutsche Väter haben.
Sa sa Sa sa Sa sa
So trinkt weil noch ein Glass und weil der Magen hält,
Ja ja Ja ja Ja ja das ist die alte Welt.

Ernste Gedanken finden sich selten. Nicht übel sagt er einem, der im Missgeschick die Sterne anklagte:

Wenn wir begehrten, was wir solten,
So stünd es allenthalben gut,
Und wir bekämen, was wir wolten.
Hingegen wo man das nicht thut,
Da quält man sich mit Ungedult,
Doch hat der Himmel keine Schuld.

Mein Freund, der Stern ist im Gehierne,
Der dir so unglückseelig straalt,
Und hinter deiner eignen Stirne,
Steht dein Verhängniss abgemahlt;
Der Himmel lässt dich wohl zu Ruh,
Sprich du nur selbst dein Ja dazu.

Als Beispiel seiner gewandten Handhabung der Sprache stehe noch folgendes Sonett hier:

Wir armen Gelehrten wir haben die Ehre
Die andern indessen besitzen das Geld;
Drum giebet die witzig und spitzige Welt
Den Künsten und Sprachen gar selten Gehöre.
Sie schertzen mit dieser verächtigen Lehre,
Weil solche nicht grosse Ducaten erhält:
Hingegen der Reiche wird öffter bestellt,
Als wenn er in allen viel ehrlicher wäre.
Doch bleiben wir fleissig und achten es nicht,
Wenn irgend ein Esel die Rosen verspricht,
Der selten was anders als Disteln gefressen.
Wir suchen die Schätze, die nimmer vergehn
Und mitten in unsern Gedancken bestehn,
So können wir leichtlich das ander vergessen.

Diese Proben reichen hin, die Art dieser Lyrik zu charakterisiren. Der leichte, gefällige Fluss, der heitre, populäre Ton, die überall im Leben wiederkehrenden Situationen und die oft beigefügten Melodien machten einen grossen Theil dieser Lieder zu Volksliedern. W. erklärt selbst, sie verlören ihr halbes Leben, wenn sie nicht im rechten Ton gesungen würden; doch nenne er nicht alle Melodien, merkwürdig genug darum, weil sie sonst „die gemeinen Kerlen in allen Bauernschenken zu leicht lernten, wie es den Kriegerischen Arien ergangen sei, welche man viel höher hielte, wenn nicht alle Sack-Pfeiffer und Dorff-Fiedler die herrlichen Melodien zerlästerten und gemein machten". Man sieht, W. will nur beim Bürgerstande volksthümlich sein. Der Bauernstand des siebzehnten Jahrhundert erscheint freilich in allen Werken unsers W. so überaus roh, dass die philanthropischen Bestrebungen der höher Gebildeten bis an ihn noch nicht reichten.

Haben wir nun auch manches Gute in diesen Liedern anerkannt, so ist doch nicht zu verschweigen, dass das Fade und Wässrige darin überwiegt, ja auch das Zweideutige und selbst Gemeine nicht mangelt, z. B. in den Strohkranzliedern und der auch von Gervinus citirten Ehestands-Schilderung des Küsters von Plumpe. Leider verstand W. zu keiner Zeit das „premere in nonum annum". Alles einmal Geschriebene liess er, ohne die nöthige Selbstrecension vorher geübt zu haben, drucken; daher so viel des wahrhaft Ueberflüssigen in diesen „Ueberflüssigen Gedancken". Später setzte ihn das Anstössige dieser durch wiederholte Auflagen viel verbreiteten Jugendarbeit in Verlegenheit; deshalb verfiel er auf den nicht ehrlichen Ausweg, in der Vorrede zu einer spätern Auflage das Erotische allegorisch zu deuten. Er verlangt, man solle in den besungenen Geliebten seine Studien erkennen; die vielen Abschiedslieder bezögen sich auf das Verlassen einer Disciplin, ja ein Lied, worin er zwei zugleich geliebte Mädchen in ziemlich lüsterner Weise schildert, solle seine Beschäftigung mit Theologie und Jurisprudenz darstellen. „Solten aber etliche Lieder direct auf Liebessachen gehen, so wird solches mehrentheils als eine satyra zu verstehen seyn, darinn die jungen Leute mehr abgemahnet und bey Vorstellung unterschiedlicher Thorheiten zu einer andern und höhern Liebe heimlich angewiesen werden."

Auch die Romane W.'s enthalten eine Menge Lieder mehr scherzhaften und didactischen, als erotischen Inhalts; doch findet sich in „den drei klügsten Leuten" (pag. 218) eins der besten, die W. gemacht hat, welches man nach Gervinus noch jetzt hier und da singen hört, das Lied von der Rose.

Die Rose blüht, ich bin die fromme Biene,
Und rühre zwar die keuschen Blätter an,
Daher ich Thau und Honig schöpfen kan;
Doch lebt ihr Glantz, und bleibet immer grüne,
Und also bin ich wohl gemüht,
Weil meine Rose blüht.

Die Rose blüht, Gott lass den Schein verziehen,
Damit die Zeit des Sommers langsam geht,
Und weder Frost noch andre Noth entsteht,
So wird mein Glück in dieser Rose blühen,
So klingt mein süsses Freuden-Lied,
Ach meine Rose blüht!

Die Rose blüht und lacht vor andern Rosen,
Mit solcher Zier und Hertzempfindligkeit,
Dass auch mein Sinn sich zu der Pflicht erbeut,
Mit keiner Blum im Garten liebzukosen,
Weil alles, was man sonsten sieht,
In dieser Rose blüht.

In den spätern Werken hört die Liebe auf, Thema der Gedichte zu sein, natürlich mit Ausnahme der Gelegenheits-Gedichte, deren W. eine ungemein grosse Menge offenbar als Musterbeispiele abdrucken liess, die aber mit der Masse der von den Schlesiern damals erzeugten deren ganze Schalheit theilen. Was in den nothwendigen, reifen und curieusen Gedanken als nicht auf Hochzeiten oder Trauerfälle Gedichtetes sich vorfindet, ist gleichwohl nichts Anderes als Gelegenheits-Poesie, insofern es auch auf eine bestimmte Begebenheit des täglichen Lebens bezogen und ebenso nüchtern und langweilend ist, wie jene. So schildert er z. B. das Unglück eines Freundes, der sich das Maul an der Suppe verbrannte, oder der auf der Landkutsche umgeworfen war, oder der sich den Mantel an einem Nagel schändlich zerrissen hatte. Andre Titel sind noch: Als eine Braut am andern Hochzeits-Tage eine harte Maulschelle anstatt des Liebes-Schlages von dem Bräutigam bekam*); auf einen argwöhnischen Menschen; auf einen unzeitigen Bücher-Censor. —

Der Grundton wird in diesen spätern Sachen allmählich didactisch und so nähert sich W. darin besonders dem folgenden Jahrhundert, ja er bietet mehrfache Vergleichungs-Punkte mit Gellert dar. Mit diesem gemein hat er ausser den geistlichen Liedern auch eine Anzahl lehrhafter Erzählungen, die in Form und Tendenz viel weniger an den ältern Burkard Waldis, als an jenen erinnern. Es ist zu bedauern, dass W. diesen Weg nicht entschiedener betreten hat; seiner Natur nach würde er zu seiner Zeit hierin nicht weniger Glück gemacht haben, als Gellert ein halbes Jahrhundert später.

Aus dem Geiste jener Periode, wo alle Welt sich berufen fühlte, Kirchenlieder zu dichten, liesse es sich schon voraussetzen, dass W. auch g e i s t l i c h e L i e d e r abgefasst haben werde. Er that diess aber auch als gewissenhafter Lehrer aus Rücksichten auf seine Jugend. In den Cur. Gedancken II, pag. 37, erzählt er, es sei seine Gewohnheit, wenn er seine Schüler vierteljährlich zum Genusse des Abendmahls durch eine meditation präparire, sie dann zu nöthigen, aus derselben ein Busslied anzufertigen. Da er ihnen alsdann seine eigne elaboration schuldig sei, so habe er von vielen Jahren her nichts andres gethan, als die Alten in ihrer deutlichen und realen Simplicität zu imitiren, und da sei er denn viel Dings gewahr worden, welches manchem in seinem Lorbeerkranze verborgen sei. — Von diesen Liedern hat er selbst nur einen kleinen Theil veröffentlicht. 52 sind nach Grosser den „Gott ergebenen Gedanken" (1703) angehängt; einzelne finden sich auch in den curiösen und den reiffen Gedanken. War es vielleicht die W. eigenthümliche religiöse Scheu, das Heiligste durch solche zu Schulzwecken bestimmte Arbeiten zu entweihen, die ihn von der Bekanntmachung der übrigen abhielt? — Sie

*) Daraus ein Paar Strophen:

So wird das Paar zu einem Leibe,
Weil alles sich zusammenfügt
Dass auch die Hand dem lieben Weibe
So niedlich auf dem Backen liegt:
Denn welche solch Verbündniss leiden
Die sol kein Mensch von sammen scheiden.

Ach Liebe führstu solche Kräffte
Dass sich der gantze Leib bewegt,
Und endlich mitten im Geschäffte
Mars gleichsam sich zu Venus schlägt,
So mustu wol die Krone finden
Und alle Menschen überwinden.

erschienen erst nach des Dichters Tode in drei Sammlungen*), die mir leider nicht erreichbar waren. Jedoch finden sich so viele derselben in verschiedene ältere Gesangbücher aufgenommen, dass sie hinreichen, um ein Urtheil über die ganze Gattung zu begründen. Sie zeichnen sich alle mehr durch ihre Gesinnung, durch ächt evangelische Glaubenskraft und Zuversicht, als durch poetischen Schwung aus und haben den negativen Vorzug, frei zu sein von den allegorischen Spielereien und dem süsslichen Wortgeklingel, welches eine Menge Lieder jenes Zeitalters charakterisirt. Dafür sind freilich Nüchternheit und Trockenheit auch hier vorherrschend, wie in den andern didaktischen Gedichten. Nur einzelne erheben sich über die Mittelmässigkeit der Mehrzahl und haben sich bis in die neueste Zeit in den Gesangbüchern erhalten, z. B. das bekannte: „Gottlob es geht nunmehr zum Ende", und „Wie vergnüget Gott den Frommen". Auch die in den cur. Gedanck. II, pag. 37, enthaltenen Beipiele sind von grosser Einfalt und Würde. Im Uebrigen verweise ich auf Koberstein, der pag. 741 W.'s Einfluss auf die geistliche Dichtung bedeutend, wenn auch nicht vortheilhaft nennt, weil er Rist's wässrige Manier darin nur noch mehr habe verbreiten helfen.

Zuletzt gehört hieher auch noch die Erwähnung eines Werkes u. d. T.: „Der politischen Jugend erbaulicher Zeitvertreib" 1699, welches eine Sammlung von Sprüchen in der Form von Epigrammen enthält, in welcher Gattung sich fast alle namhaften Dichter jener Zeit versucht haben**). Freilich erhielt sie unter W.'s Hand einen von ihrem wahren Wesen völlig abweichenden Charakter. An ihr zeigt sich recht schlagend das Eigenthümliche der W.schen Richtung. Er benutzt nämlich nur das Aeusserliche derselben, die Kürze, als Mittel zu dem rhetorischen Zwecke, jeden beliebigen Gedanken in der genau abgemessenen Zahl von vier Versen darzustellen. Es ist ihm eine neue oratorische Form, durch die sich copia verborum, der Rhythmus des Sprachbaus und Nachdruck neben Leichtigkeit und Klarheit der Sprache fördern lasse. Zum Gegenstande taugt ihm jeder Stoff des Unterrichts. Hat er doch in einem Kinder-Enchiridion „die leichten Grammaticalischen Wörter in lauter sententias versteckt, darinne allemahl ein sonderliches Morale zu finden ist". Gleichwie ein gewandter Koch das Fleisch in allerlei Saucen stets als etwas Neues vorführt, so sollen von ihm bekannte Gegenstände der Jugend nur in andrer, ansprechender Form vorgeführt werden. Er will die schöne Verbindung der Poeterei und Beredsamkeit in gemeinnützigen Proben ausführen und dabei keineswegs den Ruhm eines wohlsetzenden, hochbegeisterten, sondern eines einfältigen und deutlichen Concipienten verdienen. Diesen naiven Wunsch hat er allerdings erreicht, aber freilich auch keine Epigramme gegeben. Es sind Sprüche aus je vier alexandrinischen Versen bestehend, je drei Sprüche einen Satz in verschiedener Weise ausführend, zuerst 180 über lateinische Sprichwörter, dann 300 über Sätze aus der Ethik, endlich gar eine

*) Nach Jördens erschienen 1719 u. d. T.: Tugendlieder, 44 Lieder; 1720: Trost- und Sterbe-Andachten, 79 Lieder, davon 16 aus der vorigen Sammlung; und 1720: Buss- und Zeit-Andachten, 108 neue und 21 schon abgedruckte Lieder.

**) Auch eine lateinische Abhandlung über das Epigramm mit einer Menge von Beispielen ist von W. vorhanden: Argutae Inscriptiones, Jenae 1678 u. 1688.

Anzahl Strophen von 12 Zeilen, welche die Hauptmomente der Geschichte Frankreichs und Spaniens in den letzten Jahrhunderten darstellen sollen. Alles ist überaus trocken und dürr, am traurigsten natürlich der historische Theil. Als Probe nur ein Paar der erträglichsten:

Nimias sanitates bibere non est licitum.

Soll ich auff Brüderschafft und auf Gesundheit trincken,
Biss meine Kräffte selbst in solcher See versincken?
Den Freunden gönn ich zwar gesunden Lebens-Lauff,
Doch setz ich nicht davor mein eignes Leben auff.

Ira penitus non est prohibita.

Die Menschen sollen sich vor blindem Eifer hüten,
Doch welche Zorn und Hass auff einmahl gantz verbieten,
Die stehen mir nicht an. Denn wer die Meinung führt,
Hat schwerlich in der Welt auch nur ein Vieh regiert.

Confide Christiane. Jesus tecum in navi.

Wir wollen offtermahls in Furcht und Angst verschmachten,
Wenn wir das schwache Schiff und manchen Sturm betrachten.
Allein der Mann ist hier, der unsern Lauff beschützt,
Wenn Jesus neben uns auch nur im Kahne sitzt.

Wir gehen nun zu dem Zweige der litterarischen Thätigkeit W.'s über, welchem er sich nach Abfassung jener lyrischen Producte zuwendete, den Romanen, und hier begegnen wir ihm auf dem seiner Natur weit mehr zusagenden Gebiete. Ich trage kein Bedenken, die Romane für die besten seiner Leistungen zu erklären. W. war ein Lehrer im schönsten Sinne, nicht bloss seiner Jugend, sondern auch seines Zeitalters. Auf letzteres durch lebendige Darstellung in unterhaltender Weise moralischen Einfluss zu üben, war der Zweck seiner vier Romane, die er schon während seines Leipziger Aufenthalts zum Theil entworfen, aber erst seit 1671 pseudonym erscheinen liess. Es sind:

Die 3 Hauptverderber durch Siegismund Gleichviel, 1671, 1673 und 1710. — Die 3 ärgsten Erznarren durch Catharinum Civilem, 1672, 1673, 1683, 1704, 1710. — Die 3 klügsten Leute durch Catharinum Civilem, 1673, 1675, 1682, 1691, 1710. — Der politische Näscher von R. J. O., 1676, 1679 u. öfter.

Wie Erasmus die religiösen Gebrechen des sechszehnten Jahrhunderts, so will er in gleicher Weise die politischen Fehler seiner Zeit durchziehen, und wie die alten Griechen in ihren klugen und nachdenklichen Sprüchen, so will auch er eine praktische Lebensphilosophie darbieten, „darinnen ein jedweder Mensch insonderheit angewiesen werde, wie er sein Privat-Glück erhalten und alle besorglichen Unfälle klüglich vermeiden könne"*). Die Tugend soll gleichsam „per piam fraudem der kützlichten und neubegierigen Welt beigebracht werden;" er wünscht Nichts sehnlicher, als dass sie sich zu ihrem Besten betrügen lasse, und „indem sie sich lauter lustige und Zeit vertreibende Sachen einbilde, auch unvermerckt die klugen Lebens-Regeln mit lese und erwege"**).

*) Vorrede zum politischen Näscher.
**) Vorrede zu den Erznarren.

Abstracte Moral-Systeme vermöchten Nichts über den menschlichen Geist, „wo keine Errata gelesen werden, da lernet man sich nicht schämen; wo man sich nicht schämet, da denckt man auch auff keine Enderung; wo man nicht Lust hat anders zu werden, da ist alle Tugend-Lehre umsonst“ *). Und weil er weiss, wie kräftig die Reime dem menschlichen Gemüthe zusetzen, habe er auch allerhand lustige Verse mit eingeschaltet. — Als wahrer Freund des Volkes wendet er sich an den Theil, der am ehesten seinen Absichten Rechnung tragen werde: „Ueber Fürsten und Herren haben andre genug geklaget und geschrieben: hier finden die Leute ihren Text, die entweder nicht viel vornehmer sind als ich, oder die zum wenigsten leiden müssen, dass ich mich nicht vor ihnen entsetze“ **). Persönlich aber soll seine Satire nie sein, „den Leuten bin von Hertzen gut, dass aber etliche Laster so beschaffen sind, dass ich sie weder loben noch lieben kan, solches gehet die Leute eigentlich nicht an“ ***). Auch Unchristliches und Anstössiges werde man nicht finden; dem Grobianus und Eulenspiegel folgt er zwar der Tendenz nach, aber ihre rohe Sprache ist ihm anstössig. Er will vielmehr grade die Papier-Verderber beschämen, die zu seiner Zeit unter dem Deckmantel der satirischen Freiheit die unverantwortlichsten Zoten vorbrächten. Und in der That hat er auch Wort gehalten; die Romane sind die reinsten aller seiner für ein grösseres Publikum bestimmten Schriften.

Dass von der modernen Form des Romans hier nicht die Rede sein könne, darf wohl kaum bemerkt werden. In allen finden wir einzelne ziemlich kunstlos an den Faden einer sehr einfachen Geschichte geknüpfte Scenen, Betrachtungen, Gespräche und Reden. Eine Verwickelung der Haupthandlung zu einem Knotenpunkte und eine Lösung desselben ist nur in Einem versucht. Indess gereicht ihnen diese einfachste Form nicht zum Nachtheil, sie ist bei dieser Gattung der didaktischen Dichtkunst eher eine nothwendige zu nennen, welche ja nicht durch künstlerische Vollendung der Anlage glänzen und erfreuen soll, sondern für die naive Anschauung einer niederen Bildungsstufe bestimmt ist. Darum ist das Genre unsers W. auch von den gelehrten Romanen seiner Zeit weit entfernt, die durch Beimischung aller Art von Wissenschaft, prunkender Citate und Anmerkungen zwar auch Belehrung wirken sollten, in der That aber nur Langeweile oder höchstens Bewunderung erweckten, wie die von Zesen, Bucholz, Anton Ulrich von Braunschweig, Lohenstein u. a. — Eben so wenig konnten ihm die Spielereien der Schäferromane oder die Schlüpfrigkeiten und Fabeleien des Amadis zusagen. Er griff vielmehr auch hier zum Naturellen, brach damit zwar auf diesem Gebiet nicht erst Bahn, die ja schon der Simplicissimus und Philander von Sittewald gebrochen hatten, versetzte uns aber wo möglich noch mehr als jene auf den Boden des gewöhnlichen Lebens, ohne freilich daran zu denken, dessen natürlichen und oft rohen Inhalt irgendwie zu idealisiren. Diesen schon oben geschilderten allgemeinen Fehler aller W.schen Productionen müssen wir allerdings auch hier neben manchen Vorzügen in den Kauf nehmen. Wenn wir jedoch durch diese Schilderungen interessante, wenn auch hie und da etwas übertriebene Zeit-

*) Vorr. zu dem polit. Näscher.
**) Vorr. zu den Erznarren.
***) Ebendaselbst.



bilder erhalten, so kann unser Gewinn zwar den künstlerischen Unwerth derselben nicht aufheben, indess bekommen sie dadurch, wie die Schriften von Moscherosch und Greiffensohn, eine nicht geringe Bedeutsamkeit für die Cultur-Geschichte. Woher liesse sich wohl besser eine Anschauung der gesellschaftlichen Verhältnisse jenes Zeitalters gewinnen, als aus diesen Copien desselben? Die der folgenden Darstellung eingereihten Proben werden das Gesagte bestätigen.

Der erste und kürzeste Romann, „die drei Hauptverderber", ist in der Form noch eine Nachahmung von den Gesichten des Philander von Sittewald, nämlich eine in einen Traum gekleidete patriotische Anmahnung an das gesammte deutsche Vaterland. Der Erzähler träumt, er verirre sich im Walde und komme in das unterirdische Gebiet und an den Hof eines alten Feindes der Deutschen, des Wenden-Königs Mistevoi, der nach Hunderten von Jahren seinen Hass noch nicht aufgegeben habe und auf das Verderben der deutschen Nation sinne. Eben langen auch drei Abgesandte des Königs am Hofe an, welche Bericht erstatten, wie sie ihrer Aufgabe, den Feinden so viel Uebles als möglich anzuthun, nachgekommen seien. Der erste dieser Hauptverderber hat diess durch Erregung religiösen Zwiespaltes, Schlaffheit des Glauben und kirchlicher Missbräuche zu erreichen gesucht. Der zweite hat Machiavellistische Grundsätze, nicht bloss bei Fürsten und Herren, sondern besonders bei den niederen Ständen verbreitet, namentlich Unzufriedenheit mit dem eigenen Lose, Streben nach Grösserem und Billigung jedes Mittels, was zu diesem Zwecke führe. Daraus entstünden nun Ungerechtigkeit, Lug und Trug und jede Art von Sittenverderbniss. Der dritte hat die Modesucht eingeführt, deren Folgen Hoffahrt und Armuth allgemach in Deutschland bedeutend Wurzel fassten. Zuletzt schliesst der Verfasser mit einigen recht kräftigen Strophen diese wohlgemeinte, biedere Ansprache. — Aus der warmen Schilderung der Zustände der lutherischen Kirche hebe ich folgende Stelle aus. Der erste Gesandte erzählt:

„Hierauff liessen sich viel in diesen Handel ein, und weil ich ihnen weiss machte, sie sollten alle Zänckereyen fahren lassen, ist eine Religio doctorum Virorum daraus worden, die so einen leichten Weg in den Himmel hat, dass St. Paulus ein wunderlicher Mensch muss gewesen seyn, dass er so über diess Leben geklagt hat. Da sah ich nun meine Lust, wie ein jeder in der Religion störet, und diss vor das beste principium hält, dass er keinem Geistlichen glauben wil: Da bilden sie sich ein, sie haben alles mit Löffeln gefressen und wissen nicht, dass wer auff dem Wege des Christenthums stille stehe, zurücke gehn müsse. Zwar dem Munde nach muss man sie vor köstliche Christen passiren lassen, ich halte auch, sie wechselten eher dreymahl mit einem Kugeln, ehe sie einmahl gestünden, sie wären keine guten Christen. Unterdessen hab ich doch gewonnen, dass sie mit der That sich so fein wild und ruchloss erweisen und Gottes im Herzen vergessen. Da ist niemand, der es mit dem Gebete hielte, dadurch man doch also zu reden, den Himmel stürmen und einnehmen kan. Ich weiss Leute, die geben vor man solle kein Kind vor dem zwölfften Jahre beten lassen, denn es würden aus einem unverständigen Gebete lauter Gottes-Lästerungen. Doch gemahnt mich derselben nicht anders, als jenes doctoris medicinae, der wolte haben, man solte keinem Söhnchen vor dem siebenten Jahre Hosen anziehen, weil es sonst leicht krumme Beine kriegen möchte. Fürwahr lernt eins in der Jugend nicht lallen, wird es im Alter nicht reden. Ich habe auch offt gelacht, dass viele alte Leute so eine Mode im Beten erfunden haben. Denn da kommt es gar abgeschmackt, dass man die Hände auffheben solte; sondern man steckt sie recht à la Françoise in den Schiebsack, dass die Andacht nicht herausfährt. In der Kirche halten sich ihrer viele den Hut vor die Nase, aber mich düncket, es gehet etlichen wie jenem Bauern, der kunte das Vaterunser nicht, aber die Weise davon kunte er, dass er das tempo richtig traff und den Hut so

lange vorhielt als die andern. Und was noch mehr ist, so müssen die schönen Trost-Sprüche aus der Bibel, die geistlichen Gesänge und Kirchen-Lieder herhalten, so offt ein Possen oder ein Sauff-Lied begehrt wird, das scheint zwar, als ein artiger scharffsinniger Possen: Unterdessen setzt sich die leichtfertige Auslegung in das Gedächtnis hinein, und so offt man in der Kirchen oder sonst mit dergleichen Liedern seine Andacht halten wil, verstört sie durch ein lächerliches Andencken alles, was geistlich ist, und muss die Welt mit ihrer Freude die Oberhand haben. Daher kommt es, dass man die Sachen aus der Schrifft so hoch nicht hält, als man solte. Einem der sich in die Hochteutsche Zierlichkeit, hätte bald gesagt Eitelkeit, verliebt hat, stincket das alte Doctor Luthers Teutsch in die Nase" u. s. w.

Während dieser erste Roman nur über die Uebel und Gebrechen spricht, weshalb ihn Koberstein auch den Satiren, nicht den Romanen beizählt, führen die späteren die Thoren selbst handelnd und redend ein.

In den drei Erznarren ist einem jungen, reichen Erben vom Erblasser die Aufgabe gestellt, in dem Saale eines Schlosses die drei grössesten Thoren in der Welt abmalen zu lassen. Um diese ausfindig zu machen, zieht er nun mit einem Hofmeister und andern Begleitern aus, beobachtet das verkehrte Handeln der Menge und handelt gelegentlich wohl selbst verkehrt. Die Belehrungen des Hofmeisters bilden den Kern der Geschichte, deren ursprüngliche Aufgabe endlich in der Art zur Entscheidung gebracht wird, dass ein befragtes collegium prudentium eine kleine Abhandlung in Thesenform einsendet, worin die Narrheiten definirt und classificirt und die grössten darin gefunden werden: erstens „dass man um zeitlichen Koths willen den Himmel verscherze", und zweitens und drittens, „dass man umb lüderlicher Ursachen willen entweder die Gesundheit und das Leben, oder Ehre und guten Namen in Gefahr setzet". Die gerügten Thorheiten sind meist die allgemeinen und in allen Zeitaltern wiederkehrenden Sünden der menschlichen Gesellschaft, als Geiz, Ehr-, Streit-, Trunk- und Titelsucht, Narrheiten der Aeltern, Eheleute, Verliebten, Politiker, Philosophen, Theologen und andrer Stände. Für uns anziehend werden diese Schilderungen durch die besondre durch das Zeitalter bedingte Färbung jener Fehler. Andre sind jenem Jahrhundert vorzugsweise eigenthümlich oder werden in ihm erst allgemein. Einzelne Bruchstücke mögen sowohl die derbe, humoristische Sprache, als auch die Tendenz dieses Romans veranschaulichen.

Als einst die Reisenden eines Jagd-Aufzuges zu Pferde mit einem Gefolge von zwanzig Hunden ansichtig wurden, sagte Eurylas:

„Wenn der Wallensteiner hier wäre, so würde er sprechen, da läufft eine kleine Bestie, und eine andre kleine Bestie kommt hinten nach, dem folgt eine grosse Bestie, darauff sitzt wieder eine Bestie, die jagen einander im Felde herum."

Ein andres Mal äussert sich Gelanor (der Hofmeister) über die verkehrte Erziehung der Kinder:

„O du blinde Welt, bist du so nachlässig in der Kinderzucht und siehstu nicht, dass, welcher vor der Zeit zum Juncker wird, solchen Titul in der Zeit schwerlich behaupten kan. Es bleibet wohl darbey, wenn die jungen R.. sich an den Degen binden lassen, oder die Beine über ein Pferd hencken, ehe ihnen das Kalbfleisch vom Steisse abgekehret worden, so ist es mit ihnen und sonderlich mit ihrem Studiren geschehen. Die Jugend ist ohndiss des Sitzens und der Arbeit nicht viel gewohnt, man darff ihr nur einen Finger bieten, sie wird gar bald die gantze Hand hernach ziehen. Doch meinen die klugen und übersichtigen Eltern, welche sonst alle Splitter zehlen können, es sey eine sonderbahre Tugend, wann sich die Knaben so hurtig und excitat erweisen können und bedencken nicht, dass die Magd in

der Küche klüger ist, die läst die Fische nicht sieden, biss sie überlaufen, sondern schlägt mit allen Kräfften darauff, dass die Hitze nicht zu mächtig wird."

Nachdem sich Jemand über den unmässigen Hochzeits-Aufwand selbst armer Leute tadelnd ausgesprochen, fährt Gelanor fort:

„So haben die Leute schlechte Ursache, so üppig und wohllüstig ihre Sachen anzustellen. Sie möchten anstatt ihrer Zotten und unzüchtigen Rätzel etliche Gebete sprechen, dass sie Gott auss ihrer Armuth erretten und ihnen ein zuträgliches Ausskommen bescheren wolle. Es ist ohn diss Schande, dass die zarte Jugend durch dergleichen ärgerliche Händel zu böser Lust angereitzet wird. Und da möchte man nachdencken, warum vor alters bey denen Hochzeiten Nüsse unter das junge Volck aussgeworffen worden? nemlich dass sie nicht solten umb die Tische herumbstehen, wenn irgend ein muthwilliger Hochzeit-Gast ein schlipffrich Wort liesse über die Zunge springen. Nun wer will sich wundern, dass so wenig Heyrathen wohl aussschlagen, da mit solcher Ueppigkeit alles angefangen wird. Wann nun die Nachfolge nicht so süss ist, als sich manches die Einbildung gemacht hat, so geht es auf ein Klagen und Lamentiren hinauss: da hingegen andere, welche den Ehestand als einen Wehestand annehmen, hernachmahls alle gute Stunden gleichsam als einen unverhofften Gewinn erkennen, das Böse aber nicht anders als ein telum praevisum gar leicht entweder vermeiden, oder doch mit Gedult beylegen können." —

Als über das unmässige Trinken der Studenten gehandelt wird, erzählt Gelanor von Einem:

„Er habe keinen Menschen gesehen, der sich mit besserer Manier vom Sauffen abfinden konte. Einmahl solte er ein Glass voll Wein ungefehr von einer Kanne ausstrincken, und stellte sich der andere, der es ihm zugetruncken, so eifrig an, als wolte er sich zureissen, doch dieser sagte: Mein Freund, ich habe ihn von Hertzen lieb, doch ist mirs lieber, er wird mein Feind, als dass ich soll sein Narr werden. Ein ander sagte zu ihm, entweder das Bier in Bauch, oder den Krug auf den Kopff, da war seine Antwort: Immer her, ich habe lieber nüchtern Händel, als in voller Weise. Wieder ein ander trunck ihm eines grossen Herrn Gesundheit zu, da sagte er: Gott gebe dem lieben Herrn heute einen guten Abend, meine Gesundheit ist mir lieber als seine. Ferner solte er seines guten Freundes Gesundheit trincken, da war diss seine Entschuldigung: Es wäre mir leid, dass ich die Gesundheit oben oder unten sobald weglassen solte. Einmahl bat ihn einer, er solte ihn doch nicht schimpfen, dass er ihn unberauscht solte von der Stube lassen, aber er replicirte: Mein Herr schimpffe mich nicht und sauffe mir einen Rausch zu. Mehrentheils war diss seine Exception: Herr sagte er, wil er mir eine Ehre anthun, so sey er versichert, ich suche meine Ehre in der Freyheit, dass ich trincken mag, so viel mir beliebt: wil er mich aber zwingen, und mir zu wider seyn, so nehme ich es vor eine Schande an, und dancke es ihm mit etwas andres, dass er mich gebeten hat."

Welche Ansichten man vom Tabakrauchen hatte, zeige folgende Stelle:

„In währendem Gespräche kam ein hesslicher Dampff in die Stube gezogen, dass alle meynten, sie müsten von dem widrigen Geruche vergehen. Als sie nun hinauss sahen, wurden sie etliche Kerlen gewahr, welche Tabackpfeiffen im munde hatten und so abscheulich schmauchten, als wenn sie die Sonne am Firmamente verfinstern wolten. Gelanor sahe ein wenig zu, endlich sagte er, sind das nicht Narren, dass sie dem Teufel alles nachthun und Feuer fressen. Ich möchte wohl wissen, was vor Kurtzweil bey dem Lumpenzeuge wäre. Der Wirth hörte es, und meinte, es müste mancher wegen seiner Phlegmatischen Natur dergleichen Mittel gebrauchen. Doch Eurylas fragte, wie sich denn die Phlegmatischen Leute vor zweyhundert Jahren curirt hätten, ehe der Taback in Europa wäre bekandt worden, sagte darneben, es wären etliche Einbildungen, dass der Taback solte die Flüsse abziehen, er brächte zwar Feuchtigkeit genug in dem Munde zusammen: Allein dieses wären nicht die rechtschüldigen Flüsse, sondern die Feuchtigkeit, welche im Magen der concoction als ein vehiculum dienen solte, würde hierdurch abgeführet: dannenhero auch mancher dürre, matt, hartleibicht, und sonst elende und kranck davon würde. Der Wirth wandte ein, gleichwohl kennte er vornehme Doctores und andere Leute, die auch

wüsten, was gesund wäre, bey welchen der Taback gleichsam als das tägliche Brot im Hause gehalten würde. Ey sagte Eurylas, ist denn nun alles recht, was grosse Leute thun? In Warheit es stebt schön, wenn man in ihre Studierstuben kömmt, und nicht weiss, ob man in einer Bauer-Schenke, oder in einem Wachhause ist, vor Rauch und Stancke. Warumb müssen etliche den Taback verreden und verschweren, wollen sie anders bey der Liebsten keinen Korb kriegen! warumb schleichen die armen Männer in die Küche, und setzen sich umb den Herd, dass der Rauch zum Schorstein hinauss steigen kan? warumb ziehen sie andre Kleider an, und setzen alte Mützen auf? Gelt, wenn sie sich des Bettelments nicht schämen müsten, sie würden es nicht thun. Florindo sagte hierauff, ey was sollen sich die Leute schämen. Wisset ihr nit, wie wir unlängst in einer namhafftigen Stadt auf die Trinckstube gehen wolten, und vor der Stube einen Tisch voll Doctores antraffen, welche Collegialiter die Tabackpfeiffen im Munde hatten. Dazumahl lernte ich, was die weitläufftigen Programmata an den Doctoraten nütze wären, dann zur Noth könten die lieben Herren fidibus daraus machen."

Ein vortreffliches Kapitel über die Verkehrtheiten der damaligen Schul-Einrichtungen und Methoden muss ich mich beschränken, auszugsweise mitzutheilen.

Es ist vom orbis pictus Comenii die Rede; nachdem ihn Gelanor durchblättert hat, sagt er: „Ich finde viel Zeugs, das zu lernen ist, doch sehe ich nichts, das ins künfftige zu gebrauchen ist, die wunderlichen Leute wollen nur Latein gelernt haben, und sehen nit auf den scopum, warum man eben solcher Sprache von nöthen hat." Und dann weiter: „Es wäre zu wünschen, dass ein Künstler aufftrâte, und mit kurtzen Sprüchen auf die regulas grammaticas zielte, damit solche per exempla eingebildet würden, hätte man hernach das exercitium, so würden sich die Vocabula wohl geben. Nun aber wird es umbgekehrt, die Grammatica soll sich ex usu geben. Ja sie giebt sich, dass man niemahls weniger Latein gekunt hat, als seit der übersichtige Autor Orbis picti mit seinen vielfältigen Büchern auffkommen, der alles, was er zu Hause theoretice vor gut befunden, nescio quo fati errore den Schulen zu practiciren auffgetrungen hat. Und ist zu beklagen, dass niemand klüger wird, obgleich die janua Linguarum aurea mehr porta inscitiae plumbea möchte genennet werden." Darauff wird eine auch sonst erwähnte Methode besprochen, mittelst Bildern, den heutigen Rebus vergleichbar, allerlei Dinge zu lehren. „Ein Teichdamm mit A bezeichnet solte Adam heissen. Eine Semmel mit Butter beschmiert, bedeutete Sem und Japhet, quasi du Narr friss doch die Semmel, sie ist ja fett" u. s. w. Als dann über die Ursachen der geringen Leistungen der Schulen verhandelt wird, heisst es: „Die meisten werffen die Schuld auf die praeceptores, welche gemeiniglich e faece Eruditorum genommen worden, also dass, wenn man mit einem seichtgelehrten Kerlen weder in dem Predigtampt noch in der Richter-Stube fortkommen kan, ein jeder meynt, er schicke sich am besten in die Schule. Nun ist diess nicht ohne, und möchte sich mancher Patron in das Hertze hinein schämen, dass er die Jugend nicht besser versorget, da er doch sich zehnmahl in die Finger bisse, eh er vor seine Pferde einen ungeschickten Stallbuben, oder vor die Schweine einen nachlässigen Hirten annehme." Indess seien doch meist tüchtige Rectoren an der Spitze, daher scheine die Schuld an den Inspectionen zu liegen, „die solchen Leuten anvertraut werden, welche sich umb das Informations-Wesen niemals bekümmert, zum wenigsten in praxi nichts versucht haben." So soll sich also der Lehrer „von einem andern reformiren und dictatoria voce eintreiben lassen, der in seiner Facultaet zwar gelehrt genug ist: doch aber in diesen Studiis kaum dasselbige noch weiss, dessen er sich von der Schule her obenhin erinnern möchte." Es wird daher gerathen die externa inspectio von der interna zu trennen, jene den Patronen, diese den Rectoren zu überlassen. „Wer einen rechtschaffenen Rector in der Schule hat, der soll ihm die Lectiones samt der Jugend auf sein Gewissen binden, dass, so gut als er es vor dem Richterstul Christi dermahleins verantworten wolle, er auch seine Wissenschafft hierinn anwenden möge. Vielleicht würde es an manchem Orte besser, und würden sich die Collegen hernach so nach Belieben vergleichen, damit die Jugend nicht confundiret würde. Man sehe die meisten Schulen an; früh umb sechs werden Theologica gehandelt. Umb sieben kömmt einer mit dem Cicerone angestochen. Umb achte kömmt der dritte und läst ein Carmen machen. Umb neun ist ein privat Collegium über das Griechische. Umb zehen ein anders über den Muretum. Umb zwölff wird ein exercitium Styli vorgegeben. Umb eins werden die praecepta Logices recitirt. Umb zwey wird der Plautus erklärt; umb drey ist privatim ein Hebräisch dictum zu resolviren. Umb viere lieset man

etwas auss dem Curtio. Und diess wird alle Tage geändert, dass wenn die Jugend auf alles solte achtung geben, entweder lauter divina ingenia, oder lauter confuse Köpfe darauss würden, nun geben zwar etliche Stunden offt dahin, da mancher nichts lernt; doch ist es Schade, dass so viel edle Stunden vorbey gehen. Ach dürffte ein Rector mit seinen Collegen, wie er wolte, wie ordentlich würde er seine Labores eintheilen." Dem wird nun entgegen gestellt, dass „die Rectores allenthalben mit den Collegen nicht so einig sind, dass man mit gutem Gewissen die Lectiones ihrem Gezänke anheim stellen könne. Und welches das ärgste ist, so werden zu den untersten Collegen offt gute ehrliche Leute gebraucht, welche ausser ihren elaborirten Argument-Büchern wenig vorgeben könnten. Hingegen wo ein Rector zu erwehlen ist, da muss es ein grosser Philosophus oder Philologus seyn. Ein Philologus aber heist insgemein, der sich in alle kritische Subtilitäten vertiefft, oder der nichts als Syrische, Chaldeische, Persische, Aethiopische, Samaritanische Grillen an die Tafel mahlen kan, Gott gebe die Jugend versäume die nothwendigen Sachen darbey oder nicht. Ein andrer armer Mann, der nicht so wohl dahin geht, dass er ausswärtig will vor einen Gelehrten aussgeschryen werden, als dass er die Jugend fundamentaliter möchte pro captu anweisen, der sieht nicht stoltz genug auss." Der Hoffmeister giebt zuletzt den Ausschlag; er weist auf die Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge hin. Namentlich hindere der böse Feind die Schulen so sehr, weil er wohl wisse, welchen grossen Schaden sie ihm zufügen könnten. „Indessen ist etwas zu wünschen, so sag ich: Sint Maecenates non deerunt Flacce, Marones, hielten grosse Herren viel von gelehrten Leuten, so würden sich die Ingenia wohl selber treiben, wenn sie ihren rechtschaffenen Nutz vor Augen hätten. Jetzt da mancher zehenmahl besser fort kömmt, der nichts studirt hat, kan man es dem hundertsten nicht einbilden, dass die Gelehrsamkeit selbst ihr bester Lohn, und ihre reichste Vergeltung sey."

Diese Proben dürften hinreichen, um sowohl den Beifall begreiflich zu machen, welchen dieser Roman seiner Zeit abgewann, als auch den Einfluss, den der Verfasser damit zu üben begann. Die schnell sich wiederholenden Auflagen und Nachdrucke des Buches ermunterten ihn daher, bald einen neuen Roman in den drei klügsten Leuten zu liefern. Die Erzählung setzt die Geschichte der Hauptperson in den drei Erznarren weiter fort. Der Form nach nähert sich aber dieser Roman schon mehr der modernen Novelle, als die übrigen, indem hier wirklich Liebeshändel zur Anlage verwendet sind, ein Knoten geschürzt und gelöst wird. Ein überaus zärtlicher Ehegatte nämlich erhält plötzlich Grund zur Eifersucht, verlässt die Frau, um sich bei einem Freunde Trost zu holen. Dort wird er inne, dass es diesem nicht besser ergehe, er öffnet dem Freunde die Augen und begiebt sich nun mit diesem heimlich auf Reisen, um in der Betrachtung der Welt Zerstreuung des Kummers und gelegentlich die drei klügsten Leute zu finden. Die ganz schuldlosen Frauen setzen verkleidet ihren Männern nach. Beide Paare erleiden nun mancherlei Missgeschick, bis sie endlich zusammentreffen und die Täuschungen aufgeklärt werden. — Diese Erzählung ist gleichwohl auch hier nur Nebensache und Rahmen für eine Menge einzelner Scenen und Gespräche, worin menschliche Thorheiten dargestellt und beurtheilt werden. Offenbar aber bestrebt sich W. hier, auch eine grössere Mannichfaltigkeit in die Darstellung zu bringen, indem er die verschiedensten Stylformen anwendet; so z. B. den oratorischen in zwei Lobreden auf die Grossen und die Kleinen (letztere hat, wie Grosser sagt, Bezug auf die eigne kleine Figur W.'s; sie findet sich in Wackernagel's Lesebuch). Später lässt er die Reisenden unter die Räuber gerathen und in der Gefangenschaft sich mit Lesen der von jenen im Briefbeutel gefundenen und eröffneten Briefe beschäftigen, um Gelegenheit zur Anwendung des Briefstyls zu gewinnen. Der Dialog wechselt sehr häufig ab mit der Erzählung; Gedichte sind

auch in Menge eingewebt, und im dritten Buche endlich unterbricht er den Gang der Geschichte, um in einer freien Uebersetzung des Enchiridion des Epictet, „die Bude der Klugheit auff öffentlichem Marckte auffzustellen und durch kurtze Anmerckungen jedwedem Käuffer zu recommendiren.“ Im vierten Buche wird die Erzählung wieder fortgesetzt und mit einer Abhandlung über die Klugheit geschlossen. Als klug wird bezeichnet: „welcher sein Glück wohl befördern, zum andern, welcher seine Affecten regieren, endlich wer sich vor seinen Feinden hüten kan.“ Ferner wird das Glück definirt und in dreifacher Art eingetheilt, für jede Gattung drei Regeln, drei zu vermeidende Laster und drei zu übende Tugenden genannt, dann je drei Anweisungen für verschiedene Verhältnisse des Lebens, z. B. für den Ehestand, die Kinderzucht, den Stand der Herrschaften, der Beamten u. s. w. gegeben. Formell zeigt dieser Roman also einen Fortschritt; man erkennt namentlich den Professor der Eloquenz; der Tendenz nach ist er von den ersten in Nichts verschieden. Aus ihm mögen nur zwei Proben von der Behandlung des Epictet folgen:

Das 49ste Cap. übersetzt er so: „In die Comödien darfst du nicht gehen: du bist dir selbst ein Schauspiel, doch wenn du darzu genöthiget wirst, so siehe es oben hin an, und lass dir nimmermehr den Schimpf nachsagen, als hättest du dich über eine eitele Kurtzweil verwundert.“

Dazu W.'s Anmerkung: „Bey uns in Deutschland hat es die Noth nicht, wie vorzeiten bey den Griechen und Römern, da die Leute meineten, sie wären Kranck, wenn sie nicht alle Wochen was neues zu sehen hätten; Eine Gewohnheit möchte ich von den alten Deutschen wünschen; denn da ward alle Sonntage das junge Volck, und was sonst die lange Weile an den Festtagen nirgends hin zu thun weiss, in eine Comödie geführt, da sich die Meister-Sänger, ihrer damahligen Art nach, in unterschiedenen Geistlichen Inventionibus hören liessen. Damit gieng die Zeit weg, welche nunmehr mit sauffen, spielen, tantzen, und dergleichen, dem heiligen Tage zur Schande verbracht wird. Und gleichwie es zu wünschen wäre, dass, sonderlich in grossen Städten die Mode noch erhalten würde; also wäre es keine Schande, wenn auch alte und ansehnliche Leute durch ihre Gegenwart solche gute Ordnung bestätigen. Sonsten ist es freylich an dem, dass wer sich zu viel in dergleichen Zeitvertreib vertiefft, gar leicht zu weit in die Eitelkeit gerathen kan.“

Das 62ste Capitel lautet: „Wenn die Weibsbilder ihr viehrzehndes Jahr erreichen, so werden sie allbereit demüthig bedienet und schöne Gebieterinnen genennet. Drumb, weil sie hierdurch auf die Gedancken gebracht werden, gleich als wären sie nur der Liebeshändel wegen geboren, so fangen sie an, butzen sich, und meinen, ihr gantzer Zierrath bestehet in dem, dass sie die Männer an sich locken können. Derhalben ist es hoch von nöthen, dass man sie eines bessern belernet, welcher Gestalt ein Frauenzimmer ihr höchstes Lob in Zucht, Erbarkeit und Sittsamkeit erhalten müsse.“

Der Commentar hierzu ist folgender: „Es scheinet, als wolte der alte Vater auch etwas vor die Jungfern schreiben. Doch mich düncket, er wil die Männer mehr unterrichten, wie sie dem Frauenzimmer begegnen und ihre Tugenden erkennen sollen.

Die erste Thorheit ist, dass wir den gebrechlichen Werckzeug, die Personas sequioris et deterioris sexus zu grossen Göttinnen machen, und durch unser eigenes Bekäntnüss ihnen die wunderliche Einbildung beybringen, als wären sie mehr als die Engel selbst. Ja wir belustigen uns wohl darüber, wenn eine etwas frech und verliebt in Gebehrden daher geht, und verachten einen andern also genannten höltzernen Peter, dabey dergleichen verliebte Anzeigen nicht hervor blicken. —

Doch ihr Herren Junggesellen, ihr mögt gleich unter die Candidatos Matrimonii, oder nur unter die Baccalaureandos eingeschrieben seyn, nehmt die Lehre an: Wie ihr wünscht, wenn ihr in den Ehestand tretet, eine Frau zu bekommen, also gewehnet die Jungfern. Denn gesetzt, ihr begehret keine von diesen, welche ihr bedienet, so verführt ihr doch diese alle ihren künftigen Männern zum Possen, und andre kommen wieder, und verführen eure zugetheilte Liebste. — Ueber diess wollen wir gern

die Herrschaft im Hause haben, und gleichwohl gehen aller Junggesellen Complimente dahin, dass wir die Jungfern zu hohen Gedancken verleiten, und ihnen die Herrschaft gleichsam durch unsre eigne Huldigung bestätigen wollen. Ach es gehorcht sich übel, wenn man die Herrschaft einmal in Händen hat!

Kurtz. Ihr Herren Junggesellen, seyd ihr zufrieden, dass mit euren verlobten Liebsten andre so umbgehen, als ihr, nicht mit einer sondern mit zehen, zwanzig und mehr Jungfern gehandelt habt? Gelt? ihr wollet die Köpfe schütteln. Doch lasst euch nichts anders träumen, als euer Kerbholtz wird weidlich in die Abrechnung gebracht werden. Die Venus ist gar redlich; sie bezahlt ihre Diener alle mit gleicher Müntze."

Der vierte und letzte Roman, der politische Näscher, soll das ungezügelte Begehren, das vorwitzige Streben der Menschen nach dem, was ihnen nicht gebührt, in den verschiedensten Erscheinungen darstellen. Ein politischer Näscher ist nämlich derjenige, „der sich umb ein Glücke, umb eine Lust, oder umb einen Vortheil bekümmert, der ihm nicht zukömmt, und darüber er sich offt in seiner Hoffnung betrogen findt." Ein junger, ins Leben eben eintretender Mensch wird von seinem Vormunde besonders darauf hingewiesen, überall auf die politischen Näscher zu achten und durch Beherzigung der dabei gemachten Erfahrungen sein eigenes Schicksal vor den üblen Folgen des Vorwitzes zu bewahren. Er durchläuft nun wiederum eine Menge meist komischer Situationen, hört oft sehr ausführliche Schilderungen der Abenteuer Andrer und gelangt endlich in die Hände eines alten Informators, der die Belehrung mit einer theologischen Abhandlung beendigt, ohne dass der Verfasser sich die Mühe nimmt, das Geschick der Hauptperson auch nur mit einigen Worten abzuschliessen. In den beiden letzten Capiteln findet sich neben der ganzen Tendenz dieses und der übrigen Romane auch eine Ansicht über das Verhältniss der Philosophie zur Theologie ausgesprochen, die von Gervinus mit Recht als für jene und die nächstfolgende Zeit charakteristisch bezeichnet wird. Die rechte Philosophie nämlich, d. h. „der Zaum der Begierden und die Klugheit des Bösen und Guten" kann nur aus dem geoffenbarten Wort Gottes, nicht aus eigenen Kräften der Menschen erforschet werden. Die Heiden hätten zwar auch nach dieser Weisheit gestrebt, aber es habe ihnen am Besten gemangelt, an der Erkenntniss der verderbten Natur des Menschen und den Mitteln zur Abhülfe solcher Verderbniss.

„Dass die Heyden aus dem Lichte der Natur nachforschten, wie man in Ruhe des Gemüthes leben möchte, das thaten sie aus Noth: Denn sie hatten es nicht besser. Doch dass wir bei dem göttlichen Lichte zu Heyden werden, und neben dem Brunnen aus der Pfütze trincken, solches giebt keine Christliche profectus." — Auf die Einwendung, dass man also die Moral-Philosophie ganz abschaffen könne, wird dann entgegnet: Die Ethik sei allerdings nicht zu entbehren, „weil sie uns ein schönes Lexicon giebt, da wir alle Terminos wohl erkläret finden, sodann giebt sie uns auch Anleitung, wie eine Republic in ihrem äusserlichen Wandel könne glückselig gemacht werden und wie ein Fürst und ein Volck mit dem andern recht und nützlich umbgehen solle. Das ist, man lernet sowohl de Ratione Status, als auch de Jure inter Gentes unterschiedene Principia, welche Gott noch gleichsam unserm freyen Willen und der natürlichen Klugheit überlassen hat. Zum dritten ist bissweilen die Curiositaet unverboten in die Heydnischen Principia hinein zu sehen, wie sorgfältig sie gewesen, damit sie das höchste Gut erlangen möchten. Nur zu dem Ende, dass wir desto eifriger die Tugend suchen, welche uns näher und vollkommener vorgestellet wird. Gestalt es eine grosse Schande wäre, wenn wir Christen von den Heyden in diesem Stücke überwunden würden. Doch desswegen muss nicht eine sonderbahre Disciplin daraus werden, dadurch man junge Leute auffhalten solte. Denn ich schreibe sonst über das Collegium: Disciplinae sunt propter homines, non homo propter disciplinas. Letzlich und zum vierdten wäre es keine Sünde, wenn jemand in seinen Collegiis Ethicis die Theologie zu Hülffe nehme, und

aus den Göttlichen Principiis seine Zuhörer frömmer und gewissenhaffter machte. Vielleicht würde hernach die Ethica in Praxi besser erkennet werden als jetzo, da sie nur eine Wissenschafft ist, welche der tausende nicht im Werck zu erweisen bemühet ist."

Mehr über diese moralischen Romane und insbesondere über den letztgenannten findet sich bei Gervinus, III, pag. 399, welcher das Nöthige auch über die Schätzung sagt, die diese Schriften in ihrer Zeit fanden. Hier sei nur bemerkt, dass das Hinüberleiten des Romans auf das ethische Gebiet das Eigenthümliche und Verdienstliche unsers W. ist, welchen wir in diesem Zweige seiner Thätigkeit die vollste Anerkennung seiner Bedeutsamkeit und segensreichen Wirksamkeit nicht versagen werden. Ueber die noch zu seiner Zeit entstehende Menge der Nachahmungen spricht er selbst in der Vorrede zu seinen „Reiffen Gedancken", „nachdem er den politischen Redner und Näscher herausgegeben, bekämen alle Traktätchen den Namen politisch, als wenn der kurtze Mantel dieses Wortes alle Schwachheit bedecken könnte." — Er selbst fuhr in dieser Richtung nicht weiter fort zu wirken; fast scheint es, dass er sie mit der Würde seines Rector-Amtes nicht vereinbar fand. Sein Streben aber, unterhaltend zu belehren, zeigt sich bald wieder, wenn auch auf einem anderen Gebiete, auf welches er gerade durch sein Amt hingeführt wurde, auf dem des Schauspiels. Um diesen überaus fruchtbaren Zweig seiner Thätigkeit recht zu würdigen, haben wir vor Allem nicht zu vergessen, auf welchem Standpuncte das Drama sich vor W. befand, und was er daraus gemacht hat.

Das Volksschauspiel, welches im 16ten Jahrhundert noch entschieden über dem gelehrten das Uebergewicht behauptet hatte, war im 17ten Jahrhundert durch die Störungen des dreissigjährigen Krieges von diesem gänzlich verdrängt worden. Opitz hatte auch hierin die neue Richtung bezeichnet, und man war ihm nur zu eifrig gefolgt. Die italienische Oper, allegorisch-historische Parade-Stücke und Schäfereien waren an die Stelle der alten Moralitäten, Schulcomödien und Fastnachts-Schwänke getreten, ohne dem Volke zu ersetzen, was ihm genommen war. Selbst die tragischen Stücke des A. Gryphius konnten bei allem Talent des Verfassers durch ihren Schwulst den gesunden Sinn des Volkes auf die Dauer nicht fesseln, noch weniger die rohe Geschmacklosigkeit Lohensteins und seiner Nachahmer. Dieser Unnatur gegenüber schritt W., wie sonst, auch hier entschieden wieder zurück zum Natürlichen und Volksmässigen. Er sprach es aus, was Viele gefühlt, aber zu sagen Bedenken getragen hatten, dass Nichts schön sei, was nicht natürlich und ungezwungen sei, und bewirkte damit eine sehr wichtige Geschmacks-Reform auch im Drama. Allerdings hatte schon Gryphius in seinen Lustspielen diese Richtung eingeschlagen, und es ist nicht zu läugnen, dass W. ihn vor Augen gehabt hat. Indess erscheint bei jenem der richtige Griff noch wie ein unsicheres Wagstück, auf welches Gryphius selbst noch wenig Gewicht legt, während W. mit vollem Bewusstsein diese Bahn betritt und entschieden verfolgt. Dadurch wird er mass- und tonangebend bis auf Gottsched, der freilich durch sein Bestreben, das Drama der Franzosen bei uns einheimisch zu machen, Alles, was W. verständig begonnen hatte, wieder vernichtete. Die Herrschaft, die jener allzu lange behauptete, bewirkte, dass das Gute der W.'schen Richtung, ja W. selbst wieder vergessen wurden, bis Lessing wieder an ihn erinnert und allerdings auf eignem Wege ein ähnliches Ziel mit ihm verfolgt.

Nach dieser Skizze verfolgen wir in ausführlicherer Darlegung des Gesagten die dramatischen Productionen W.'s in historischer Folge. Die ersten Versuche finden wir in den „Ueberflüssigen Gedancken" niedergelegt. Das früheste Stück „die triumphirende Keuschheit" gehört noch in seine Universitäts-Periode, wie die jugendliche Frische, aber auch der jugendliche Uebermuth, der auch das Cynische nicht scheut, beweisen würden, wenn nicht schon der Verfasser selbst in der Vorrede zum zweiten Theile desselben Werkes (1674) auf die frühe Verbreitung des Stückes hindeutete. Da dasselbe somit aus freiem Antriebe, nicht wie die späteren als Schulcomödie geschrieben ist, so wird es für die Beurtheilung sowohl des dramatischen Talentes, als der Grundsätze des Dichters von Wichtigkeit. Der Inhalt ist eine modernisirte Josephs-Geschichte, ein Stoff, der damals im Roman, wie im Schauspiel ungemein oft bearbeitet wurde. Ein in Gefangenschaft gerathener deutscher Graf, Floretto, nimmt die Stelle Josephs, der König von Neapel Pharaos, ein Hofmarschall mit seiner Gemahlin die Potiphars und seines Weibes ein. Durch seine musikalische Kunstfertigkeit befreit Floretto den König vom Tarantelstich und sich aus dem Gefängnisse, in welches er aus denselben Gründen, wie Joseph geworfen worden ist. Die einfache Handlung wird mannichfaltiger durch Hinzufügung des Pickelhärings, welchen die Kammerjungfer, und seines Vaters, des Thürstehers, welchen ein altes Weib mit Liebes-Anträgen verfolgt. Beide müssen zuletzt, weil sie sich den Floretto aus dem Gefängnisse haben entführen lassen, ihre Verehrerinnen heirathen, um sich vor dem Tode zu retten. Dieser Stoff ist nun mit lebendigem Witz, fliessendem Dialoge, in Prosa, aber freilich hier und da auch mit dem groben Schmutz, den der Pickelhäring damals noch auf allen Jahrmärkten zur Schau trug, durchgeführt. Der Ton, den W. hier angab, war ein neuer; er liess die Leute reden nach ihrem Naturell, während Andre bisher so geschrieben hatten, dass, wie er sagt, „kein Casus in der menschlichen Gesellschaft erdacht werden kann, darbey man sich dergleichen Art bedienen dürffte. Einfältige Leute wundern sich, rechtschaffene Personen bekommen die heimliche colica darüber"*). Zwar ist die Haupthandlung noch in die höhern Kreise der Gesellschaft verlegt, wie es damals ausser im Schäferspiele unerlässlich schien, aber die ganz ungezwungne Sprechweise und vor allem die Pickelhärings-Scenen bringen das Ganze dem Volksgeschmack und Verständniss wieder nahe. Was er später**) als Hauptregeln für's Schauspiel hinstellt, sehen wir ihn hier schon durchaus beachten: „man hat sich zu bemühen, dass viele inexspectata herauskommen, aus allen Scenen lasse man einen penetranten Affect hervorspielen, und allemahl lasse man die Affecten contrar auff einander folgen, dass die Zuschauer in immerwährender Veränderung erhalten werden." Diese verständigen Ansichten sind so erfolgreich ausgeführt, dass sich noch neuerdings (1833) Halling bewogen fand, das Stück, freilich in sehr zahmer Weise bearbeitet, unter dem Titel „Floretto" herausgegeben. — Von der Gewandtheit des Dialogs möge die erste Scene eine Probe geben; mehr abzudrucken verbietet die Rücksicht auf's Anständige.

*) Vorrede zum Ebenbild eines gehorsamen Glaubens.
**) Vorrede zu Lust und Nutz der spielenden Jugend.

Clarisse. Floretto.

Clar. Mein Floretto! So weist du nicht, was Liebe ist?

Flor. Gnädigste Gebieterin, ein Knecht hat in seinem betrübten Zustande wenig Ursache an dergleichen Wollust zu gedencken.

Clar. Wenn ich aber deinen Zustand glückselig mache, so wirst du es alsdann ohne Zweiffel wissen?

Flor. Meine Pflicht bestehet im Gehorsam, und ausser dem wird mir keine andre Zuneigung anstehen.

Clar. So willst du ungehorsam sein?

Flor. Ein Knecht darf nicht um seinen Willen gefragt werden.

Clar. Wann ich nun sagte, du soltest verliebt sein?

Flor. So würde meine Unwissenheit das Verbrechen des Ungehorsams entschuldigen.

Clar. Wann ich sagte, du soltest meine Magd mit verliebten Augen ansehen?

Flor. Die Augen, die meiner gnädigsten Herrschafft zu gefälligen Diensten gewidmet sind, lassen sich nicht auf eine Magd kehren.

Clar. Wann ich aber sagte, du soltest mich lieben?

Flor. So wolte ich höchlich bitten, einen armen elenden Knecht mit dergleichen Höhnerey zu verschonen.

Clar. Wann ich dir aber zum Zeichen einer würcklichen Affection die Hände drückte.

Flor. So wolte ich mich vor glückselig schätzen, dass Euer Gnad dero kurtzweilige Gedancken an mir auslassen wolte.

Clar. Wann ich dir ferner meinen Mund zu belieblichen Küssen darreichte.

Flor. So wolte ich sagen, es stünde mir nicht an, die Rösgen von meines gnädigsten Herrn Stocke zu brechen.

Clar. Wann ich dich selbsten küssen wolte.

Flor. So müste ich ungehorsam werden, und davon gehen. (geht ab.)

Das Wohlgefallen am Schmutz und am Gemeinen ist nur dieser frühesten Jugendarbeit in diesem Grade eigen; es findet sich schon nicht mehr in den nächsten Stücken, welche dem zweiten Theile der „Ueberflüssigen Gedancken“ beigegeben sind. Das erste davon „die betrübte und getröstete Galathee, ein Sang-Spiel“ ist das einzige Schäferspiel und, einige ganz kurze Texte zu Singspielen ausgenommen, auch das einzige Stück in Versen, welches W. gemacht hat. Es gehört auch noch in die frühesten Zeiten seiner Dichter-Thätigkeit und erscheint fast wie eine Satire auf die Schäfergedichte Andrer, da wenig Sentimentalität, aber desto mehr Komisches, namentlich in den derben Scenen mit Mopsus, dem lustigen Diener des verliebten Polyphem, vorkommt. Die Schilderungen der Plumpheit dieser Beiden und deren Ueberlistung durch die Schäfer machen einen gar nicht üblen Effect. Der Verlauf des Ganzen ist rasch, fliessend, ohne alle Breite und Langweiligkeit. — Wie jedoch diess Stück trotz seiner Eigenthümlichkeit immer noch als eine Concession an den herrschenden Geschmack erscheint, so auch ein zweites in dieser Sammlung, „das dreyfache Glück“, worin sich der Verfasser an der Allegorie versucht, einem Genre, welches er später mit richtigem Gefühl nicht mehr angewendet zu haben scheint, es sei denn als Vorspiel für grössere Ganze. Indess unterscheidet sich auch diess Schauspiel wesentlich von denen derselben Gattung andrer Verfasser. Das Ganze lässt sich lesen, ohne dass man die Allegorie merkt; es ist eine Bewerbung dreier Freier um eine reiche Dame, die zuletzt trotz aller Intriguen doch dem würdigsten zu Theil wird. Erst durch die Vorrede erfährt man, dass die reiche Erbin die Messe bedeuten soll, um welche sich Halle, Erfurt und Leipzig bewerben, von denen

letzteres ausser jener auch die wahre Religion und die Universität gewinnt. Das ganze reiche Personal erhält demgemäss historische Bedeutung, und nun erkennt man erst mit Bedauern die auf die künstliche Anlage gewendete Arbeit, da kein Wort umsonst gesetzt ist, das nicht seine geschichtlichen Beziehungen hätte. Eine Entschuldigung für diesen Missgriff könnte man darin finden, dass W. der Vorrede nach damit der Stadt Leipzig ein Zeichen seiner Dankbarkeit darzubringen beabsichtigte.

Das letzte jener Jugendstücke, „die beschützte Unschuld“, ist ebenfalls ein Intriguenstück. Am Hofe des Herzogs zu Ferrara verdrängt ein Hofmann den andern aus der Gunst des Fürsten und der Liebe seiner Braut, wird aber zuletzt entlarvt, worauf der unschuldig verfolgte wieder zu Ehren kommt. Der Stoff scheint einer italienischen Novelle entlehnt zu sein; die Anlage ist leicht und durchsichtig; plump und ungeschickt sind noch die masslosen, im Geist der schlesischen Tragiker geschilderten Ergüsse des Zorns, ferner die Lösung des Knotens. Eine hohe Person muss plötzlich Zahnschmerzen bekommen, die durch Tabakrauchen vertrieben werden sollen, damit bei dieser Gelegenheit gewisse Documente aus der Tasche Policinells als Fidibus zum Vorschein kommen können. Wie selbständig wir nun auch den Dichter in der Anlage dieses Stückes sehen, so wird er doch in einer Beziehung der Rücksicht auf den herrschenden Geschmack der Zeit noch nicht ledig. In der Vorrede nämlich erklärt er, das Stück sei einfach angelegt, erfordere keine kostbaren Vorrichtungen und nur einen Zeitraum von wenig Stunden. „Indessen weil etliche Leute gerne Comödien sehen, die fein lang sind, überdiess bei der heutigen Welt nichts mehr ästimirt wird, als wo vielfältige Auffzüge und Veränderungen mit unterlauffen,“ so hat er zwischen die einzelnen Acte Zwischenspiele eingelegt, die nach Belieben ausgelassen oder mitgenommen werden können. Er will damit die damals üblichen Reihen der Tragödie ersetzen. Diess geschieht, indem er zuerst zwei Schäfer, dann „zwey alte philosophi in langen Röcken und grauen Bärten“, Demokrit und Heraklit, ferner zwei Bauern, die in schlesischer Mundart reden, endlich zwei Furien auftreten lässt, welche während ihres Frohlockens über das angerichtete Unheil von der Venus verjagt werden. Diese unter einander unabhängigen Dialoge sollen den Ausspruch des moralischen Bewusstseins der Zuschauer in Bezug auf die dargestellte Handlung ausdrücken. Die Anwendung des Bauerndialects, der natürlich komisch wirken sollte, war dem Schauspiel jener Zeit nicht fremd; ich erinnere an die Dornrose von A. Gryphius, und an die in gleichem Dialect redenden Bauern in Hallmanns Adonis und Rosibella und dessen Urania.

Mit den besprochenen vier Stücken endete die erste Periode der dramatischen Thätigkeit W.'s; denn kaum Erwähnung verdient hier die seinem politischen Redner einverleibte Complimentir-Comödie, bei welcher er die sonderbare Idee hatte, alle Arten von Complimenten in einer an Erfindung und Handlung überaus armen Comödie anzubringen, die auch keineswegs zur Aufführung bestimmt war, sondern nur zum stückweisen Recitiren bei bestimmten Schulübungen. Es ruhte diese Production, bis W. 1678 zum Rector nach Zittau berufen wurde, wo seine Stellung ihn nöthigte, sie in ausgedehnterem Masse wieder aufzunehmen.

In Zittau war nämlich seit alten Zeiten, wie in andern Orten das Aufführen von

Schulcomödien stehende Sitte. Daniel Richter, Director des Gymnasiums daselbst, giebt nach einem W.'schen Programm von 1685 in einer Einladungsschrift zu dem 1764 abgehaltenen Redeactus (bei welchem Voltaire's Tankred, zwei Stücke von Gellert, und eins von Holberg aufgeführt wurden) eine Geschichte der in Zittau aufgeführten Spiele, die bis 1505 hinaufreicht, wo ein Spiel, „die Bratwurst und der Heering", durch den damaligen Kinderlehrer aufgeführt wurde. An Fastnacht 1578 gaben einige Handwerker unter Hinzuziehung von Schülern „Holofernes und Judith", am andern Tage die Kürschner „die Geschichte vom keuschen Joseph", 1582 wieder die Kürschner „Daniel in der Löwengrube". 1585 wurde das Gymnasium in bessern Stand gesetzt und 1586 gab auf der darin hergestellten Bühne der Rector Janitzius die Comödie von „Eli und Samuel". Seitdem blieb das Schultheater eine Uebungsstätte für die Gymnasiasten, nur dass 1601 noch die jungen Bürger die Entführung der sächsischen Prinzen vorstellten. Alle Jahre in der Fastnachts-Woche wurden unter Anleitung der Rectoren, so oft es die Zeitverhältnisse gestatteten, drei Schauspiele aufgeführt. Rector Gerlach versah dieselben seit 1610 mit komischen Zwischenspielen; so fügte derselbe z. B. 1614 seinem „Isaak und Rebecca" eine Action von Bauern ein. Seit 1685 wurden diese Aufführungen auf W.'s Antrag nicht mehr an Fastnacht, sondern zu Michaelis abgehalten, und „indem auch den Handwerkern ihre Umzüge verboten wurden, dem alten heidnischen Fastnachts-Wesen ein Ende gemacht". Bei dem Mangel an stehenden öffentlichen Theatern ist der Beifall, den diese Schulcomödien fanden, leicht begreiflich; dazu kam, dass die Bürger durch ihre spielenden Söhne und Anverwandten aufs lebendigste an den Aufführungen betheiligt waren, und dass die Schüler in ihren Costümen vorher Umzüge in der Stadt hielten, was allerdings oft zu ärgerlichen Scenen Veranlassung gab. Rector Sintenis (seit 1783) liess daher die Bühne abbrechen, wurde aber durch den Ausfall, den die Schulkasse dadurch an ihren Einnahmen erlitt, später genöthigt, die alte Sitte wieder aufzunehmen.

Unter diesen Umständen wird man die reiche dramatische Thätigkeit W.'s begreiflich finden, obgleich er seiner Versicherung nach keine Inclination dazu hatte, wie er ja in Weissenfels trotz seiner Professur der Eloquenz und Poesie sich dazu nicht hatte bewegen lassen. Er sagt diess in der Vorrede zu „Lust und Nutz der spielenden Jugend" und führt fort: „Nach der Zeit bin ich von Gott an einen Ort berufen worden, da man von hundert Jahren her die Jugend mit Comödien auffgemuntert hat, und da wol vor diesem dem Rectori gleichsam ein Defect gezogen worden, wenn er sich zu solchen exercitiis etwas beschwert hat finden wollen; Also habe ich der Gewohnheit nach gelebt, und weil sich fremde Stücke mehrentheils weder auff den Ort, noch auff die Personen, am allerwenigsten auff die gute Intention zu schicken pflegen: So habe ich die unvergleichliche Gedult über mich genommen, bey gesuchten Neben-Stunden ohne den geringsten Abgang meiner ordinaer- und extraordinaer-Arbeit alle Jahre drey Spiele meinem Amanuensi in die Feder zu dictiren." Er führte zuerst auch die Sitte ein, dass an dem ersten der drei Tage ein biblisches, am zweiten ein historisches, und am dritten ein freies Gedicht gegeben wurde, welchem letzteren er zuweilen noch als viertes ein Possenspiel beifügte. — Dadurch wurde denn leider die Verfertigung aller nun folgenden Schauspiele eine unfreie und handwerksmässige, bei deren Beurtheilung wir also genöthigt sind, die Umstände in

Anschlag zu bringen, welche eine ungehinderte Entfaltung seines bedeutenden Talentes hemmten.

Zunächst gilt es aber die Zahl der Stücke festzustellen, da die Ansichten hierüber leicht irregeleitet werden können; denn wenn man, wie Gervinus, die Zahl von W.'s Amtsjahren einfach mit drei multiplicirt, so müsste man allerdings annehmen, er habe über hundert Schaupiele geschrieben; dem ist jedoch nicht so. Ein Verzeichniss aller in Zittau aufgeführten Spiele enthält das oben erwähnte Programm von Richter, welches sich bis 1689 auf eine in „Nutz und Lust" sich findende Aufzählung W.'s stützt. Wir geben diess im Folgenden wieder und bezeichnen die noch auf der Stadt-Bibliothek zu Zittau im Manuscript vorhandenen Stücke mit *, die verlorenen mit †, während die im Druck erschienenen unbezeichnet bleiben.

1679 wurden aufgeführt: 1) Jephtha, 2) der Markgraf d'Ancre, 3) der bäurische Macchiavell.

1680: 1) Isaaks Opferung, 2) der Zustand in Deutschland vor und nach dem Nimägischen Frieden, unter dem Gedichte des verjagten und wieder gesuchten Irenio†, 3) das dreifache Glück, 4) die Tannzapfen- und Narren-Kolben-Zunft.

1681 fielen wegen Landestrauer die Aufführungen aus.

1682: 1) Jacobs Heirath, 2) Masaniello, 3) die beschützte Unschuld, 4) absurda comica oder von Tobias und der Schwalbe.

1683: 1) David's Verfolgung, 2) die sicilianische Argenis, 3) die verkehrte Welt.

1684: 1) Nebukadnezar*, 2) Regnerus, König in Schweden*, 3) der Politische Quacksalber.

1685: 1) Naboth's Weinberg, 2) der spanische Favorit Olivarez, nebst einem Zwischenspiel vom grossmüthigen Alfonzo, 3) die kluge Thorheit und die thörigte Klugheit†.

In demselben Jahre im Herbst: 1) Salomon*, 2) die Prinzessin Ulvilda aus Dänemark*, 3) der träumende Bauer in Niederland, nebst einem Zwischenspiel von der unbeweglichen Fürstenliebe.

1686: 1) Absalon†, 2) die Treue der Stadt Zittau gegen ihren minderjährigen König Wentzel, 3) der Kuriositäten-Meister, mit einem musikalischen Zwischenspiel von der fatalistischen Heirath*.

1687: 1) Athalia*, 2) der Marschall Biron, 3) die ungetreuen Nachbarn†.

1688: 1) Hiob†, 2) Herodes und Mariamne†, 3) die unvergnügte Seele, mit einem Nachspiel von der Martins-Gans.

1689 waren zur Aufführung bestimmt: 1) der keusche Joseph, 2) Karl Stuart auf dem Eichbaum†, 3) der unglückliche Politikus, nebst einem Nachspiel von der türkischen Fontange†. „Aber durch die übertriebene Klugheit einiger Besserwisser unzufrieden gemacht", hielt W. die damals sogar neu erbaute Bühne vierzehn Jahre lang geschlossen; doch wurden in einem Auditorium des Gymnasiums einigemal Spiele aufgeführt, z. B. 1693 ein nicht näher bezeichnetes; 1694: Esau und Jacob; 1699: die betrübten und vergnügten Nachbars-Kinder.

1702 endlich eröffnete er die Bühne wieder mit: 1) Jacob und Joseph†, 2) dem oben angeführten Carl Stuart†, und 3) dem curieusen Körbelmacher.

1703 gab er: 1) Simson*, 2) die dänische Amazone Suanhuita†, 3) die ungleich und gleich gepaarte Liebes-Alliance.

1704: 1) Kain*, 2) Theodosius und Athenais†, 3) der politische Lückenbüsser†.

1705: 1) Dina und Sichem†, 2) Faustina†, 3) der Liebhaber in Gedanken†.

Mit diesem Jahre endigten W.'s Aufführungen, die in Allem 48 selbständige Stücke enthalten, von denen 2 („das dreifache Glück" und „die beschützte Unschuld") schon früher verfasst waren. Dazu kommen 2 in der Aufzählung nicht genannte, aber im Druck vorhandene: „der betrogne Betrug" und „der verfolgte Lateiner", ferner ein im Manuscript vorhandenes: „die böse Katharina"; zählen wir nun dazu noch „die triumphirende

Keuschheit", die „Galathee" und die „Complimentir-Comödie", so erhalten wir die Namen von 54 Schauspielen. Davon sind 30 gedruckt und 9 noch handschriftlich vorhanden. Zweifelhaft bleibt es freilich, ob damit alle genannt sind; ja W. scheint auf eine unverhältnissmässig grössere Anzahl zu deuten, wenn er in der Vorrede zum „Körbelmacher", der 1705 als das vorletzte der gedruckten Stücke erschien, sagt, er habe nicht einmal den vierten Theil seiner Stücke in den Druck kommen lassen. Indess beruht diese Angabe wohl auf einem Gedächtniss-Fehler des Verfassers; denn da dieser ausser zu Schulzwecken keine Schauspiele schrieb, alle von ihm aufgeführten aber aufgezählt sind, so lässt sich nicht denken, zu welchen Zwecken noch eine so grosse Menge unbekannter von ihm hätten verfertigt sein sollen*). Auch giebt er 1690 in Uebereinstimmung mit unsrer Zählung die Summe seiner Stücke auf 33 an, und 1700 sagt er, dass er in den letzten zehn Jahren nicht viel an solche Dinge gedacht habe.

Die genannten Stücke sind zum Theil in Sammlungen erschienen, deren Vorreden für Zweck, Grundsatz und Methode des W.'schen Drama's sehr wichtig sind. Diese Sammlungen sind:

Das Zittauische Theater, 1683 (enthält Jacobs Heirath, Masaniello und die absurda comica). — Neue Jugendlust, 1684 (David, Argenis und die verkehrte Welt). — Lust und Nutz der spielenden Jugend, 1690 (der keusche Joseph, die unvergnügte Seele und der betrogene Betrug). — Der freymüthige Redner, 1693 (Naboth, Biron und der politische Quacksalber). — Die Comödien-Probe, 1695 (Esau und Jacob und der verfolgte Lateiner).

Auch die Vorreden zu den einzeln erschienenen Stücken sind zum Theil von Interesse. Bedauernswerth ist der sorglose Druck derselben. Da W. auf diese Werke weit weniger Werth legte, als auf seine wissenschaftlichen Arbeiten, so liess er sich meist zu ihrer Herausgabe nöthigen, ja er sagt: hätte er „so viel Zeugs mit einander in die Welt schicken sollen, so hätte man glauben können, er habe vielleicht die gantze Zeit seines Lebens mit solchen Eitelkeiten zu thun gehabt". Darum wendete er auf eine nochmalige Durchsicht der Manuscripte seiner Amanuensen keine Zeit mehr. — Dass er zu dieser Beschäftigung gar keine Neigung gehabt habe, wird uns bei der grossen Menge des Producirten schon zweifelhaft, noch mehr aber, wenn wir sehen, welchen Werth er bei allen Gelegenheiten auf die Schauspiele selbst und ihre Aufführungen als Bildungs-Mittel legt. Ihr Nutzen ist ihm ein sehr mannichfaltiger. Zunächst sollen seine Schüler durch sie für's Leben vorgebildet werden, indem sie recht reden und „zu einer geziemenden hardiesse aufgemuntert werden". Da lernten sie nicht allein vor die Leute treten „und ihre memorie bei vielfältigen objectis von allerlei Confusion frey zu behalten; Sondern was jemals von Affecten und Minen in sermone publico et privato von nöthen ist, das kan über die massen wol gewiesen werden". Darum enthielten seine Comödien auch keine Redensarten, „die man nicht ex consuetudine styli familiaris legitimiren könne"**), und die Vorrede zum freymüthigen Redner bringt eine ausführliche und ganz verständige Anweisung

*) Die bei Otto aufgezählten von W. abgehaltenen Gregorius-Aufzüge und Vorbereitungen zum Weihnachtsfest waren keine dramatischen Aufführungen.

**) Vorrede z. freym. Redner.

zu richtiger Pronunciation und Action. Er hielt es ja für Gewissenspflicht, „keinen zukünftigen Cavalier von seiner Hand wegziehen zu lassen, wenn er zwar das Gemüthe mit lateinischen Gedancken, hingegen aber die Zunge mit keiner anständigen Beredsamkeit, viel weniger das Gesichte und den Leib zu keiner leutseligen Mine disponirt hätte“ *). Darum mischt er auch kleine Knaben mit guter Manier ein, damit sie bei Zeiten lerneten dreist sein. — Ferner wollte er darin die Beredsamkeit lehren, und zwar weniger die öffentliche, die in unsern monarchischen Zeiten wenig anwendbar sei, „da Niemand weder bei wichtigen Staats-Handlungen, noch bei gemeinen Angelegenheiten sehr avanciren werde, wenn er seinen Vortrag nach den Ciceronianischen oder nach den Aristotelischen Leisten einrichten wolte“ **), sondern vielmehr die private, die Kunst, mehr im stillen Cabinet, als auf grossem Platze die Leute zu persuadiren. Dazu könnten wohl concipirte Comödien viel beitragen, in denen Personen, Situationen und Affecten aller Art vorgeführt würden, dabei jedem sein Recht in natürlicher Gestalt gethan und das decorum doch beachtet wäre ***). „Endlich gehet wohl alles dahin, dass die Regeln der Tugend und Klugheit in anmuthigen Reden und Exempeln recommandirt werden“ †), dass also das Theater eine Schule der Sittlichkeit und Frömmigkeit werde. So könnten also die Schauspiele wohl nicht als unnütze Worte und zeitverderbliche Possen betrachtet werden, wie man ihm wohl vorgeworfen haben mag, da er sich dagegen vielfach vertheidigt. Ja seinen Aufführungen scheinen besonders von theologischer Seite „verdriessliche Censuren“ entgegengetreten zu sein, gegen welche er ausser andern Gründen auch Luthers Autorität in einem Citat aus dessen Tischreden geltend macht ††).

Die Bestimmung der Comödien zu solchen Schulzwecken bereitete ihrer Anlage ganz eigenthümliche Schwierigkeiten, die man ihnen, wie er versichert, kaum anmerke, da seine grösste Kunst darin bestehe, die Kunst zu verbergen. Zuerst wollte der gewissenhafte Rector keinen seiner Schüler, auch den kleinsten nicht, unbetheiligt lassen, weil einer der Courage so benöthigt sei, als der andre. Vornehmer Leute Kinder dürften mit keiner schlimmen Partie bedacht werden, wie schlechte naturalia zum agiren sie auch oft hätten, „während arme und geringe Kerle sich besser stellen könnten und das Kraut fett machen müssten“ †††). Daraus folgt denn, „dass der Invention einige Gewalt geschah“, dass eine Menge von Personen und Handlungen nöthig wurden, die den Gang der Stücke unnütz breit und schwerfällig machen. Namentlich fehlt es nie, wo es irgend angeht, an einer Anzahl fürstlicher Personen für die Kinder vornehmer Leute. — Sodann durfte W. natürlich nicht seine Schüler Alles sagen lassen, was Erwachsene sagen und hören durften, „die Schule ist ein schattichter Ort, da man dem rechten Lichte selten nahe kommen dürfe“ *†. Ferner war es seit alten Zeiten Sitte, dass die Zuschauer an fünf

*) Vorrede zum Zittauischen Theater.
**) Vorrede zu Neue Proben.
***) Vorrede zur Liebes-Alliance.
†) Vorrede zu Lust und Nutz.
††) Vorrede zum freym. Redner.
†††) Vorrede zur Comödien-Probe.
*†) Vorrede zum Zittauischen Theater.

Stunden aufgehalten sein wollten, und dieses Mass habe er denn auch allemal in acht nehmen müssen*). Endlich musste er bei allen Rollen auf das Naturell der agirenden Person sehen, woher es ja auch kam, dass weder er selbst eins seiner Stücke auch nur vier Jahre später wiederholen konnte, „wenn entweder die Haubt-Personen weggezogen, oder die Weibsbilder um ihren Discant kommen wären", noch auch diese Stücke, welche beinah hundert Personen erforderten, anderswo leicht anzubringen waren. Diese Zahl verlangen aber in der That mehrere seiner Stücke; bei andern half er sich dadurch, dass er Vorreden oder Zwischenspiele hinzufügte, oder eine Menge Schüler wenigstens als Sänger bei den sehr häufig eingefügten Gesangstücken verwendete. — Obschon er selbst das Störende eines so grossen Personals fühlte, so will er doch eine bestimmte Regel in Bezug darauf ebenso wenig anerkennen, als in Bezug auf die Zahl der Acte: „Der ist der beste Künstler, der sich den nothwendigen Umständen nach an keine Regel bindet, und gleichwohl die besorglichen Absurditäten zu vermeiden weiss"**). Und in Betreff der hergebrachten 5 Acte kommen ihm die Commödienschreiber nicht anders vor, als die Zeitungs-Verfasser, „welche mit dem Glücke gleichsam einen Vergleich getroffen, dass alle Wochen nicht mehr geschehen darf, als was auf 3 oder 4 Blätter geht"***). An die Einheit der Zeit bindet er sich ebenso wenig. Einzelne Stücke umfassen einen Zeitraum von mehreren Jahren; indess ist in den meisten hierin ein verständiges Mass gehalten. Nicht einmal die alte Regel, dass jedes Stück eine Protasis, Epitasis und Katastrophe haben solle, habe er immer befolgen können; diess sei nur bei kurzen und aus wenigen Personen bestehenden Handlungen möglich; bei länger auszuspinnenden seien die Themata am bequemsten, wo viel Handlungen à part nach einander folgen †). In dergleichen Stücken sind denn tableauartig eine Reihe ähnlicher Scenen zum Beweise irgend eines Satzes lose an einander gereiht, etwa in derselben Weise wie in manchen unsrer modernen Wiener Possen. — In Versen hat er keine Comödie geschrieben, obwohl er diess darum weit leichter als Andre gehabt hätte, da er ja nach seinem oben erwähnten Grundsatze „constructionem prosaicam niemals verlassen durfte". Doch da ihm das Dichten von Comödien nur ein Abschreiben des gemeinen Lebens war, so fand er allerdings da keinen Fall, da die Leute mit einander Verse machen. Arien habe er nur eingemischt, weil ja die Leute auch im Leben oft ein Lied zu singen pflegten ††). Darum forderte er auch für den Vortrag nicht nur „die freymüthige Gelassenheit, wie man solche im gemeinen Leben gewohnt sei", sondern auch den Dialect desselben. „Soll das Sprüchwort wahr bleiben: comoedia est vitae humanae speculum, so muss die Rede gewisslich dem Menschlichen Leben ähnlich seyn. Ein Cavallier, ein fürnehmes Frauen-

*) Vorrede zu Nutz und Lust. Achtstündig, wie Gervinus sagt, wurden sie bei W. nicht, der nur sagt, sie könnten es da werden, wo man die Manier zu dirigiren nicht verstünde, wie alles an einer Schnur nach einander fortgehen müsse, und wie die Maschinen alle zu rechter Zeit bestellt werden, dass sie auf den rechten Augenblick fertig seien.

**) Vorrede zur Comödien-Probe.

***) Vorrede zu Isaaks Opferung.

†) Vorrede zur Comödien-Probe.

††) Vorrede zur Liebes-Alliance.

zimmer, ein liederlicher Kerl, ein gemeiner Mann, ein Bauer, ein Jude muss den accent führen, wie er im gemeinen Leben angetroffen wird. Bloss bey fürstlichen Personen lässet man das gezwungene Hochdeutsch passiren." Es sei bekannt, dass sich die niedersächsischen Possenspiele besser als die hochdeutschen präsentirten, diess sei aber nur darum so, weil die Niedersachsen bei ihrer familiären Aussprache blieben; damit sei alles lebendig und naturell, während die Hochdeutschen oft redeten, als wenn sie die Worte aus der Postille läsen, und damit dem Autor die besten Inventionen verdürben*). Dass er die Bauern habe im Bauern-Dialect wirklich sprechen lassen, geht aus dem Epilog zum „Jephtha" hervor, wo es heisst: „was die Bauern betrifft, so habe ich die Rede hochdeutsch hingesetzt, überlasse aber den Dialectum demjenigen, der es zu agiren Lust hat."

Besonders wichtig und ein wesentlicher Fortschritt gegen die hergebrachte Art der Schlesier und Andrer ist die Forderung eines sich kurz und rasch abwickelnden Dialogs. Die Stücke, wo eine Person allemal ein Quartblatt her zu predigen habe und allerhand Dinge mit einmische, müssten die Gemüther mehr ermüden als vergnügen**). Vor allem aber dürften die Leute dadurch nicht verdriesslich werden, dass die Abwechselung mangele. „Alles muss hurtig nach einander fliessen, ein Affect den andern treiben, lustig und traurig, getrost und verzweifelt, verliebt und höhnisch, schrecklich und furchtsam, herrisch und knechtisch unter einander kommen, dass man allezeit die Curiosität durch etwas neues unterhalten kann"***). Die Bauern- und Pickelhärings-Scenen dienten nicht bloss dazu, die Jugend getrost zu machen, sondern auch die Zuhörer bei der Attention zu erhalten. Es sei dabei freilich nicht leicht, den Fehler der Alten zu meiden; was diese „für Sauzoten" gebraucht haben, um sich bei den Zuschauern zu insinuiren, sei bekannt. Seine „Mediocritaet" solle darin bestehen, dass er da, wo dictio ridicula erforderlich sei, ungeachtet alles Scherzes doch nichts wider Gott, Obrigkeit, Nächsten, Zucht und Ehrbarkeit reden werde. Die Reden liederlicher Personen würden durch den Stoff freilich öfters nothwendig und könnten nicht vermieden werden, sollten aber ebenso wie die Reden des unzüchtigen Weibes in den Sprüchen Salomonis nicht Wohlgefallen, sondern Abscheu am Laster erregen. Wie könnte z. B. Josephs Tugend verstanden werden, wenn nicht die Stärke der Versuchung anschaulich gemacht werde? Darum müsse Potiphars Weib allerdings Etwas reden, was Niemand nachsprechen solle. — So naiv rechtfertigt sich W. wegen der Menge höchst anstössiger Stellen in seinen Comödien, ohne zu erwägen, dass solche Stoffe überhaupt nicht hätten vorgeführt werden sollen. Offenbar hat diese Erscheinung ihren Grund in dem unbeschränkten Gebrauch des alten Testaments, dessen unverhüllte Natürlichkeiten damals in den Schulen in unbefangenster Weise behandelt wurden.

Was endlich den Pickelhäring betrifft, so hält ihn W. keineswegs für durchaus nöthig. Auch hat er mehrere Stücke geliefert, in denen er von dieser damals unentbehr-

*) Vorrede zu Lust und Nutz.
**) Vorrede zur Comödien-Probe.
***) Vorrede zu Lust und Nutz.

lich scheinenden Figur absichtlich keinen Gebrauch macht; indess erklärt er doch, da einmal bei allen Nationen eine solche Person für nothwendig erachtet werde, wie ja schon im Plautus und Terenz die leichtfertigen Knechte nichts anders als unsre Pickelhäringe seien, so wolle er derselben eine Bedeutung geben, die sie freilich nicht überall gehabt habe. „Die Sache beruht auff einer also genannten Prosopopoeia. Denn ein jedweder Mensch ist so gesinnt, dass er über andrer Leute Verrichtungen sich verwundert, und wo nicht öffentlich, dennoch im Hertzen eine kleine Satyram darüber machet. Absonderlich wenn etliche Personen auff dem Theatro vorgestellet werden, so geschieht es darum, dass die Zuschauer dabey sich verwundern und von der Sache selbst ernsthaft oder höhnisch räsonniren sollen. Damit nun den Leuten in solcher Verwunderung gleichsam eine Secunde gegeben werde, so wird eine Person dazu genommen, welche gleichsam die Stelle der allgemeinen Satyrischen Inclination vertreten muss. Also trifft es sich unterweilen, dass eine solche Person mitten in der Kurtzweil die klügsten Sachen vorbringet. Und die Leute, welche mir helffen müssen, wenn ich dergleichen Sachen dictire, die werden es bezeugen, dass mir keine Scene so schwer und mühsam vorkömmt, als wenn ich einen lustigen und Satyrischen Kerl mit guter Manier sol reden lassen“*). „Der Pickelhäring mus unvermerckt den besten Commentarium über die wichtigsten Actiones machen“**). Diese Aufgabe hat W. nun freilich nicht durchaus festgehalten; oft erscheint der Pickelhäring noch als blosser Spassmacher in sehr derber Manier, wenn auch immer noch zahmer, als sonst auf Märkten und Schauplätzen üblich war, für unsern heutigen Geschmack jedenfalls meist zu stark. Die Komik W.'s überhaupt, als volksthümliche, ist meist possenhaft. Unsre moderne feine darf man in diesen Stücken nicht suchen. Dass indess jene ebenso gut ihr Recht habe, als diese, die oft so fein geworden ist, dass sie richtiger langweilig genannt werden könnte, leuchtet ein; doch soll damit keineswegs die unsers W. in jeder Beziehung gerechtfertigt, oder gar angepriesen werden. Prügel und Handgreiflichkeiten aller Art ersetzen oft den wirklichen Witz, und die Breite der Haupthandlung macht sich auch in den lustigen Interscenien oft geltend. Dennoch fehlt es auch nicht an höchst wirksamen Effecten in Worten, wie in Situationen, an welchen letzteren W.'s Erfindungsgabe unerschöpflich scheint. Ist nicht auch schon das Streben, den Narren in tiefere Beziehung zum Inhalt des Stückes, wie zum Publikum zu setzen und ihn zum Vermittler beider zu machen, ein wichtiger Fortschritt und ein Zeichen eines wahrhaft dramatischen Verständnisses?

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen besprechen wir nun die einzelnen Genre dieser Comödien insbesondere, zunächst die biblischen Stücke. Sie sollten ihm wie jede Abhandlung, geistliche Rede oder Illustration über eine biblische Erzählung ein völligeres Verständniss derselben herbeiführen. „Der Nachdruck muss ja viel stärcker seyn, wenn alles mit ungezwungenen Umständen durch Reden und Geberden so natürlich in das Gesichte fället“***). Dergleichen biblische Themata schickten sich am besten zu

*) Vorrede zu Lust und Nutz.

**) Vorrede zu Neue Proben.

***) Vorrede zu Liebes-Alliance.

Comödien, da die Zuschauer ja schon orientirt seien. Wie allgemein auch im 16ten und 17ten Jahrhundert diese Stoffe dem Volke vorgeführt wurden, ist bekannt. W. beruft sich zur Rechtfertigung der Wahl solcher Gegenstände auf die Spiele der Meistersänger, und erzählt aus der Meissnischen Historie, „wie sich der tapfere Fridericus Admorsus entsetzt habe, als die Parabel von den klugen und thörichten Jungfrauen vorgestellet ward" — (er starb bekanntlich in Folge des gewaltigen Eindruckes am Schlage). Am bequemsten, meint er, sei die Weihnachtsgeschichte zu behandeln (die auch sein Vorgänger im Rectorat, Keymann, schon 1646 dramatisirt hatte)*), und in allerlei Umständen und Spielen auszuführen, wie Joseph mit seiner Maria zu Bethlehem von einem Ort zum andern gewiesen werden, wie sie von undiensthaften Leuten viel Spott und Verdruss aushalten müssen**). Dergleichen Nebendinge trügen zwar zu christlicher Erbauung Nichts bei, ergötzten aber vielleicht besser, als eine Instrumental-Musik. Gleichwohl aber habe er sich vor neutestamentlichen Stoffen in Acht genommen. Wie er beim Hiob schon die Person des Satan darzustellen vermieden habe, um keinen seiner Untergebenen zu dieser Schande verdammen zu müssen, so sei ihm umgekehrt die Person des Heilands zu erhaben, um sie einzumischen; es könnte bei aller Vorsicht etwas Menschliches mitunterlaufen. Nur den zwölfjährigen Jesus habe er zum Privat-Vergnügen vornehmer Personen aufgesetzt, aber nicht veröffentlicht***). An demselben Beispiele zeigt er, wie einfach sich eine solche Erzählung in drei Haupttheile zergliedern und dann leicht ausführen lasse. Die Zuthaten ergäben sich von selbst, sobald man sich nur lebendig in die Situation zu versetzen vermöge; doch habe er dabei auch Luthers Commentare benutzt. Diese Zusätze waren freilich bei so äusserst spärlichen Notizen, als ihm in den biblischen Stoffen oft geboten waren, ein sehr wichtiger Umstand, an dem die sonst so klare Einsicht W.'s scheiterte. Er begriff allerdings sehr wohl, dass, obgleich es die Freiheit eines Gedichtes so mit sich bringe, dass man dasjenige nach Gefallen supplire, was beim Geschichtsschreiber als unnöthig ausgelassen worden sei, doch keine offenbaren Absurditäten dabei einlaufen dürfen†). „Es kommt sehr lächerlich heraus, wenn Nebukadnezars Hofrath mit Ciceronis oder Caroli V. Exempel was beweisen will; oder wenn Abraham einen Schafknecht hat, der schon mit den Propheten und Aposteln bekannt ist." Gleichwohl hat er nur für dergleichen handgreifliche Anachronismen ein Auge; den Unterschied entlegener Zeitperioden erfasst er nicht. Mit der seinem Zeitalter eigenen Naivetät setzt auch er sich über die Kluft hinweg, durch welche alttestamentliche Zustände von modernen getrennt sind, und dichtet daher jenen ganz unbedenklich allerlei Vorgänge, Sitten und Ideen an, die dem Volksleben seiner Zeit entnommen, in diesen Umgebungen sich nothwendig sonderbar ausnehmen müssen. Diess wirkt auf uns meist komisch; ekelerregend aber, wie Gervinus früher††) fand, nur dann, wenn die Erfindung schlecht und langweilig ist.

*) Gottsched's Nöthiger Vorrath I, pag. 199.

**) Man vergleiche hiermit dieselbe Behandlung des Stoffs in Weinhold's Weihnachts-Spielen z. B. pag. 203.

***) Vorrede zur Comödien-Probe.

†) Nachschrift zum Zittauer Theater.

††) In der ersten Auflage seiner Literatur-Geschichte; in der neuesten hat er diess modificirt.

Einige Beispiele mögen die reiche Erfindungsgabe, die geschickte Anlage, aber auch die eben erwähnte naive geschichtliche Auffassung in diesen Stücken darlegen. Ich wähle zunächst „das Ebenbild eines gehorsamen Glaubens oder Isaaks Opferung.“ — Das Personal besteht aus dem Gefolge Abrahams in Römischer, Abimelechs, des Aegypter-Königs, in „Persianischer“ und Ismaels in Türkischer Kleidung, ausserdem in einer Anzahl Engel, in Summa aus 52 Personen, ungerechnet die zu mehreren Chören verwendeten Sänger. — Ismael, vom Vater vertrieben, ist in der Wüste herangewachsen und hat eine ägyptische Frau genommen, welche das ihrem Manne angethane Unrecht weit tiefer empfindet, als er selbst, der noch immer in kindlicher Ehrfurcht dem Vater nicht zu nahen wagt. Jene hat sich des künftigen Erbes gerühmt und gedroht, dem ohnmächtigen Knaben Isaak den Hals zu brechen. Durch diese Kunde wird Sara mit ihren alten Mägden in tausend Aengste versetzt und begegnet darum dem Hofmeister ihres Sohnes, weil er ihm eine Freistunde gewährt hat, höchst ungnädig, weshalb er das Haus zu verlassen gedenkt; denn es sei den reichen Leuten ein grosser Gewinn, wenn sie zu rechter Zeit böse sein könnten, da hätten sie die beste Gelegenheit, ihrer Dankbarkeit sich zu entziehen. Unterdess ergötzt sich Isaak im Felde mit seinem Spielkameraden Deguel. Er ist ein Muster von Fleiss und Gehorsam; ehe er sich nur eine Woche vom Hofmeister scheiden lasse, will er lieber 20 Jahre das Feld entbehren. Von hier wird er von den Mägden aus Angst vor Ismael zur Mutter zurückgeführt, die sich kaum von Abraham beruhigen lässt, welcher kommt, um ihr den Besuch des Aegypter-Königs Abimelech anzukündigen, den zwei Vorboten, begleitet von einem kleinen Spassmacher, angemeldet haben. Abimelech erscheint nun und ist voll Friedensliebe, während sein Gefolge sich sehr kriegslustig zeigt. Es handelt sich um einen Streit der Hirten Abrahams und Abimelechs wegen eines Brunnen, zu dessen Schlichtung endlich eine Commission niedergesetzt wird, die zu Abrahams Gunsten entscheidet. Nebenbei läuft eine Scene, worin der Hofmeister den Isaak behufs der Vorstellung vor den vornehmen Gästen in der Kunst regelrechter Complimente unterweiset, und eine andre der Hirten, worin ein Zungengefecht der Weiber, ein cornu copiae voll der derbsten Kraft-Ausdrücke, vorgeführt wird. — Der zweite Act ist ausgefüllt durch eine mit allem üblichen Ceremoniell ausgestattete Unterhandlung zwischen Abimelechs Gesandten und dem verstossenen Ismael, behufs einer Versöhnung zwischen Vater und Sohn, wobei Intriguen besonders von Ismaels Frau und kleinliche Etiquetten-Streitigkeiten ganz im Geiste des 17ten Jahrhunderts die Hauptrolle spielen. Der ägyptische Gesandte schreibt u. a. vor, „wie hoch er sitzen will, durch wie viel Zimmer er soll begleitet oder empfangen werden, ja wie man sich auff der Treppe und vor der Thür verhalten sol“; dagegen schlägt man vor, ihn in den Garten zu führen und „wenn Herr Ismael unvermerckt dazu käme, und weder Stüle noch Bäncke zugegen wären, so möchte er entweder auff das Grass niedersitzen, oder nach seinem Belieben mit den andern stehen bleiben.“ Zuletzt wird den Bauern und Hirten beider Parteien ein grosses Versöhnungsmahl gegeben, wobei die Hauptwürze, die ersehnte Prügelei, nur durch grosse Versprechungen des Landrichters an die eine Partei verhindert, dafür aber desto mehr geschimpft wird. — Der dritte Act enthält eine directe Unterhandlung zwischen Abraham und Ismael. W. giebt seiner adeligen Jugend einen

Vorgeschmack von diplomatischen Verhandlungen. Ismael will dem Erbtheil zwar mündlich, aber nicht durch einen schriftlichen Revers entsagen. Sara wird endlich durch schlaue Unterhändler gewonnen und die Versöhnung zwischen Vater und Sohn herbeigeführt. Eingefügt sind wieder lustige Interscenien in der Küche, wo die alte Köchin von dem kleinen Narren weidlich gefoppt wird. Am Schluss erscheint dem gläubig betenden Abraham des Nachts Jehova in einer Feuersäule und heisst ihn Isaak opfern. — Im vierten Act herrscht zuerst grosse Angst im Hause Abrahams, der mit Isaak verschwunden ist. Sara lässt ihren ganzen Zorn an dem geplagten Hofmeister aus, der den Sohn dem Vater ausgeliefert habe. Dienerschaft und Bauern werden verhört, ohne dass der Zweck der Abreise entdeckt werden kann; dabei spricht man unbedenklich von Kirmeskuchen und Hofefuhren. Abraham ist unterdess am Berge angekommen und lässt seine Knechte dort allein. Räuber überfallen sie, aber Engel erscheinen zur Hülfe und schlagen die Räuber tüchtig ab. Darauf folgt die Opferscene, ganz dem biblischen Texte nachgebildet. Zu dem von Abraham geopferten Widder findet sich zuletzt der Hirtenknabe, der ihn verloren. Abraham bezahlt das Opfer redlich; aber im fünften Acte lauft der Junge ihm nach, weil sein Vater die „Orts-Silberlinge“ nicht nehmen mag, da sie Philister-Münze seien. Unterdess wird Sara von Abimelech und Ismael getröstet, bis endlich Abraham wieder erscheint, wobei sie wiederholt in Ohnmacht fällt. In der Schluss-Scene bringen die vornehmen Gäste ihre Glückwünsche, die Bauern ländliche Geschenke.

Man sieht, Alles ist gethan, um das Stück so lehrhaft und unterhaltend als möglich zu machen. In dieser Weise sind nun auch die übrigen biblischen Stücke verfasst, so dass Gervinus mit Recht von ihnen sagt, wer eins gelesen habe, kenne alle. Indess möge hier noch Einiges zu ihrer Charakteristik folgen.

In Jacobs Heirath (aufgeführt 1682) giebt W. die Geschichte von Labans Betrug bei Jacobs Werbung um Rahel. Dem biblischen Stoffe ist wieder mancherlei hinzugefügt, z. B. ein syrischer Prinz, der sich ebenfalls um Rahel bewirbt, und um dessentwillen Jacob betrogen wird; ferner eine Flucht des betrogenen Jacob und eine durch Engel vermittelte Rückkehr, nicht zu gedenken der Personen und Umstände, die um des komischen Elements willen eingefügt sind. Dieses letztere ist für uns besonders interessant, weil W. bei Gelegenheit der Hochzeit die Sitten und Gebräuche, wie sie bei Bauernhochzeiten seiner Zeit üblich waren, mit hinein verwebt und uns ein nicht übles, an dieser Stelle noch drolliger erscheinendes Zeitbild giebt. So nimmt sich z. B. folgende Rede eines bäurischen Hochzeitbitters (Druschemanns) in den Zeiten Jacobs sehr spasshaft aus:

Hasael (sagt zu den Bauern). Also sage ich zum drittenmahle, er (Laban) lässet alle Männer grüssen, und läst sie alle bitten, wo er ihnen hat was zu wieder gethan, so sollen Sie es ihm verzeihen. Er hat in seinem Hertzen dergleichen auch gethan.

Esbon (ein Bauer). Nun, nun, wir sind alle arme Sünder, wir bedürfens alle, dass uns unsre Sünden verziehen und vergeben werden.

Has. Also grossen Danck. Ist mir aber vergönnt weiter zu reden?

Esbon. Ja ja. Er rede, wir wollen ihn hören.

Has. Und also mit Gunst. Nachdem und dieweil, auch sintemahl und dergestalt Herr Laban mit Zuziehung seiner beiderseits Eltern und Anverwandten sich mit seiner Jungfer Tochter, der Wol-Edlen und

Hoch-Tugendreichen Jungfer Rahel eines Theils, und sodann und anderweit auch ebener Massen mit dem Edlen, Ehrenvesten und Hochbenahmten Herrn Jacob, wolbestalten Ober-Aufseher, und so weiter, über die gesamten Schäfereyen Anders Theils, in ein Erbares, Ehrliches beständiges und friedenreiches Ehegelöbnüss eingelassen hat: Weil nun dieses Ehe- und Ehren-Werck seinen gewünschten Fortgang nebenst dem Beylager in Züchten und Ehren haben wird, und so weiter. Werden demnach die Erbaren Männer dieser löblichen Gemeine gar freundlich ersucht, gebeten und eingeladen, sie wollen übermorgen bey rechter Tages-Zeit in dem Hochzeit-Hause erscheinen, die Trauung mit ihrer Gegenwart zieren und schmücken, ein andächtiges Gebet vor die angehenden Eheleute darbey verrichten, und darnach mit einer geringen Mahlzeit, was bey der Gelegenheit des itzigen dürren Viertel-Jahres hat können angeschaffet werden, vor lieb und vor willen zu nehmen. Solches . . solches . . ja solches wie etwan gedacht . . (er bleibt stecken)

Am Morgen nach der Hochzeit bringen die Bauerweiber einen Maienbaum, woran die Jungfern „Kinder, Störche, Klappern, Pappe-Löffel und allerley lose Händel" gebunden haben. Eine Frau fragt hierbei die andre:

Marcala. Sie werden auch wol ein neu Lied gemacht haben?

Reba. Ja freylich wird unser Bauer-Lied nicht tügen. Denn da springen wir um die Meye herum und singen:

Vorm Jahre trug sie einen gülden Ring,
Heur hertzt sie einen Jüngling
Und eine grüne Meye,
Die Blümgen mancherleye.
Vorm Jahre trug sie einen gülden Zopff,
Heuer kratzt sie den Muss-Topff.

Ihr Weiber singt ihr nicht mite? (Sie fangen alle an zu singen)

Und eine grüne Meye,
Die Blümgen mancherleye.

Marc. Wollen sie unser Lied verachten, so wollen wir doch unser altes behalten.

Helsa. Ich dencke immer, die alten Lieder reimen sich viel besser: die neuen Narren-Possen haben irgend gar kein Geschicke und kein Gelencke. Ey gings nicht köstlich her, wie unser seliger Grossvater noch in der Schencke sang: Juch, juch über die Heide, funffzehn Messer in einer Scheide. Gelt da verstunden die Leute einander, was sie haben wolten.

Reba. Gestern ward feine gesungen. Aber ich dencke immer, an meiner Hochzeit klangs besser, da giengen noch die Lieder rum: Ach Tannebaum, ach Tannebaum, du bist mir ein edler Zweig etc.

Man wird zugeben, da ist Leben, und besonders ist der Volkston äusserst glücklich getroffen. Dass W. aber auch schon zu charakterisiren versteht, möge folgendes Citat zeigen, worin Labans Knickerei und Wankelmuth mit wenig Strichen ausgeführt sind:

Haniel. Regu, wo hinaus so eylfertig?

Regu. Mit züchten zu melden zum Pasteten-Becker.

Haniel. Was giebts da zu verrichten?

Regu. Jungfer Rahel wirds am besten wissen. Herr Laban wolte sich auf eine grosse Hochzeit geschickt machen, darnach dauerte den kargen Herren das liebe Vieh, dass er den Fleischer und alles zum Hause hinauss jagte. Indem kam unser Nachbar Bildad, der rückte ihm den Kopff wieder zu rechte, dass er nun beschlossen hat, eine kleine Collation von blossen Kuchen zu geben, damit sollen die Gäste vor lieb nehmen, biss irgend Gott dem lieben Paarchen ein Kind bescheren möchte, da könte das Essen eingebracht werden.

Dass der Inhalt dieser biblischen Geschichte Veranlassung geben musste zur Erörterung sehr delicater, auf den Ehestand bezüglicher Punkte, wird Jedem einleuchten, der

mit ihr bekannt ist. Gleichwohl würde es heut Niemand für glaublich halten, was hier ein Rector seinen Schülern in den Mund legt. Keins von allen späteren Stücken ist so reich an anstössigen Stellen, als diess, und doch erscheinen sie keineswegs aus Wohlgefallen am Obscönen, sondern stets durch die Umstände bedingt und gerechtfertigt. Sie sind ein eben so charakteristisches Merkmal für die Unbefangenheit des gesellschaftlichen Tons jener Zeit, als die Frivolitäten der beiden Breslauer Rathsherren.

Im keuschen Joseph, der 1689 zur Aufführung bestimmt war, aber nicht dazu gekommen zu sein scheint (vielleicht war gerade dieser Gegenstand Veranlassung zu den Unannehmlichkeiten, um derentwillen die Spiele auf so lange Zeit unterbrochen wurden), behandelt W. die Verführungscene noch leidlich decent gegen die ähnliche in der triumphirenden Keuschheit. Die Potiphar begehrt doch hier nur ein Mäulchen. Das Stück gehört übrigens nicht zu den bessern; es ist zum Theil sehr langweilig und mit unnützen Scenen überladen. Joseph sucht die Aegypter zum Glauben an Jehova zu bekehren und zieht sich dadurch die Feindschaft der Priester zu, die eben damit umgehen, ihn zu tödten, als ihn die Deutung der Träume des Königs zu Ehren bringt, und die königliche Gnade sogar seine Gegner mit ihm aussöhnt, so dass er in der Schluss-Scene gepriesen wird, als der den rechten Gottesdienst dem Reiche kund gemacht habe. Die Sage von dem Josephs-Kanale ist geschickt benutzt, indem Joseph zum Beweise seiner Milde seine ehemaligen Leidensgefährten im Zuchthause ihrer Haft entledigt, um sie im Freien zu beschäftigen, indem er sie zur Anlage dieses Kanals verwendet. Die Behandlung der Gefangenen ist sicherlich wieder „naturell" der des 17ten Jahrhunderts gemäss geschildert: „Die Gefangenen singen kläglich und arbeiten, die Zuchtknechte schlagen zu." Ein Besuch königlicher Prinzen im Zuchthause giebt Gelegenheit, dass verschiedene Gefangene vorgeführt und zur Erzählung ihrer Schicksale veranlasst werden, wobei ihre Rohheit natürlich nur durch entsprechende Reden charakterisirt wird.

Die erwähnten Bekehrungs-Versuche Josephs bei den Aegyptern erinnern an eine ähnliche Idee in Naboths Weinberge (aufgeführt 1685). Da wird Ahabs That an Naboth geschickt mit den Bestrebungen der Baals-Pfaffen in Verbindung gebracht, ihre Religion in Israel einzuführen. Die heidnische Königin muss auf Antrieb ihres Oberpriesters den kriegslustigen und darum der beabsichtigten Reformation wenig geneigten König bestimmen, seinen Ruhm in Werken des Friedens, besonders in grossen Bauten zu suchen, wobei die Baalspriester feste Sitze und Collegien im Lande zu gewinnen hoffen. Sie leiten die mit Geschick angelegte Intrigue und führen Naboths, des eifrigen Juden, Tod herbei. Der auf seinem Grundstücke erbaute Palast wird daher auch ihr Eigenthum. Auf wessen Kosten W. diesen Stoff zu würzen verstand, mögen folgende Stellen zeigen:

(2ter Act, 17ter Aufzug.) Javan (Oberpriester). Unter meinen Baals-Pfaffen ist kein eintziger, der sich auff meinen Befehl nicht zu einem Meineyde und zu der schlimmsten Sache verstehen wird.

Isabel. Ist es möglich, dass ihr so einen Tugendhafften Orden habt?

Javan. Wo man dem Könige und der Religion mit einem Meineyde dienet, da bauet man sich eine Stuffe in den Himmel.

(2ter Act, 10ter Aufzug.) Badekar (ein Baalspfaffe). Einfalt, Unwissenheit und Gehorsam, das sind die besten Principia, dadurch Baal seine Kirche erhalten muss.

(1ter Act, 8ter Aufzug.) **Magus** (Baalspfaffe). Bey uns ist alles gar leichte, wenn wir dem Baal opffern, so kniet nieder, wenn wir schreyen, so schreyet mit, wenn wir tantzen, so hüpffet uns nach, damit seyd ihr so klug und verständig, als der ehrlichste Baalite.

(4ter Act, 2ter Aufzug.) **Isabel.** Ihr habt die Wohnung in unserm Palaste. Die Speisen werden Euch von unser Taffel gereichet. Was habt ihr zu klagen?

Javan. Dieses beklagen wir, dass die Israelitischen Priester sehr ungeduldig sind, als wenn uns ein Weinberg zu Jesreel zu einem Collegio wäre gewidmet worden, da wir doch selbsten in der That noch nicht das geringste davon erfahren haben.

Arvad. Wir haben so ein grosses Glücke nie gehoffet; Allein wir müssen uns betrüben, dass wir den Neid fühlen, den wir nicht verdienet haben.

Javan. Und also möchte der Neid eher seine Wirkung haben, ehe wir uns des Glückes erfreuen dürfften.

Magus. Gnädigste Königin, der Inhalt ist dieser: Weil wir in die Nachrede kommen, so möchten wir lieber den Namen mit der That führen. Denn alle Leute werden sprechen, Ew. Majestät wäre nicht mächtig genug gewesen, die Wohlthat also auszuführen. Denn niemand ist so ein Narr, dass er uns Schuld giebet, als hätten wir die Wohlthat ausgeschlagen.

Isabel. Gebet euch zufrieden: Ihr sollet eure Wohnungen zu Jesreel eher angewiesen haben, ehe ihr noch einmal bitten werdet.

In welcher Gestalt sich W. und sein Zeitalter das Wesen eines alttestamentlichen Propheten dachte, geht hervor aus der Art, wie er den Elias auftreten lässt. „Er kommt mit Ungestüm dem Ahab entgegen und fragt: Siehst du auch, wer dir entgegenkommt? Dann stellet er sich ungeberdig und redet die folgenden Verse (das Orakel) gleichsam in halber Raserey heraus.“

In **Jephtha's Tochtermord** (1679) sind als anziehende Zeitbilder einige Werbe-Scenen zu bemerken. Sehr komisch ist hier auch der Narr, welcher sich um die Kammerjungfer von Jephtha's Tochter bewirbt. Als letztere vor ihrem Tode noch zwei Monate Frist erhält, um in den Bergen ihre Jungfrauenschaft zu beweinen, „beheult“ er, nun auch am Erfolge seiner Liebe verzweifelnd, seine Junggesellenschaft in einem ebenso witzigen, als zweideutigen Liede. Der Schluss in diesem frühesten biblischen Stücke erinnert noch sehr an die Härte und das Schauerliche der schlesischen Tragiker. Die Tochter Jephtha's wird trotz aller dagegen gemachten Anstrengungen geschlachtet, wenn auch hinter der Scene, die Mutter aber darüber vor den Augen des Publikums rasend.

Das trockenste dieser Stücke ist das letzte der uns bekannt gewordenen biblischen Schauspiele, **Esau und Jacob** (1694). Alles dreht sich hier um Jagdberechtigungen, Bekehrungs-Versuche und Rachepläne. Lüge und Betrug sind als nothwendig zur Erfüllung der göttlichen Weissagungen dargestellt und damit entschuldigt. Esau, der wiederholt „Grossvater des Messias“ heisst, fängt bei der Entdeckung des Betruges seines Bruders „gantz erschröcklich zu brüllen“ an. Ebenso plump sind auch die Zwischenscenen.

Es ist aus dem Angeführten leicht zu ersehen, dass das biblische Drama durch W. gegen die früheren derartigen Leistungen einen bedeutenden Fortschritt gemacht hat. Zugleich aber hat er auch den Beweis führen helfen, wie schwierig überhaupt die dramatische Behandlung biblischer Stoffe sei, da es ihm bei allem Talent doch nur mit gänzlicher Verwischung des alttestamentlichen Colorits gelang, sie seiner Zeit näher zu rücken. Vermeidung dieses Fehlers wird stets die Klippe sein, an der die Dichter scheitern. —

Der Effect aber kann jenen Stücken nicht abgesprochen werden; die Zuhörer fanden sich überall daheim; Nichts ging über ihr Anschauungs-Vermögen hinaus, und für beständige Spannung sorgte die meist recht geschickt gewebte Intrigue.

Viel weniger kann diesen Vorzug die zweite Gattung der W.'schen Comödien beanspruchen, nämlich die historischen, die grossen Staats- und Hofstücke. Hier konnte und wollte der Verfasser natürlich auch nichts Andres geben, als ein naturelles Bild der Wirklichkeit. Dazu aber reichte seine Erfahrung nicht aus; seine Anschauung vom Leben an grossen Höfen ist höchst beschränkt und das Bild davon höchst armselig, durch keine Phantasie gehoben und veredelt. Ebenso wenig besitzt er ein tieferes Verständniss der geschilderten Ereignisse; seine Auffassung derselben ist ganz äusserlich; einen allgemeinen Grundgedanken in der Darstellung zu verfolgen ist er ausser Stande. Wir finden nur eine kahle und dürftige Darlegung der zum Sturze, wie zur Behauptung irgend einer angemassten Herrschaft geschmiedeten Ränke. Darum sehen sich diese Stücke noch ähnlicher, als die biblischen. Der Sturz des Markgrafen d'Ancre (1679), des Favoriten Olivarez (1685) und des Marschall Biron (1687) sind von gleicher Anlage und Interesselosigkeit. Dass er hier die Wirklichkeit nicht erreicht habe, fühlt der Dichter selbst, wenn er sagt: es habe das „pourtrait von den vornehmsten Personen nur pro captu vorgestellet werden können," auch habe er „seiner schuldigen modestie nach" die Staats-Intriguen nicht so tief herausgesucht, als man aus so zahlreichen Memoiren der Gesandten es wohl gekonnt habe, da sonst die Zuschauer in ihrer Vergnügung gestört sein würden, weshalb er auch der harten Speise durch den Zucker der leichten Interscenien habe zu Hülfe kommen müssen. — Auch dieser Stücke Zweck ist vornehmlich ein moralischer, man solle lernen, den eitlen Schein verachten und in seiner politischen Hoffnung Mass halten; dann aber auch der pädagogische, dass aufgeweckte Gemüther dadurch zu Büchern angetrieben werden, in denen man „ein Licht oder auch ein rechtes Leben von der menschlichen Beschaffenheit erkennen muss"*). — Am interessantesten von den oben erwähnten drei Stücken ist noch „der Fall des Marschall Biron", worin sich die Absicht, psychologische Züge an einzelnen Hauptpersonen fest durchzuführen, nicht verkennen lässt. Auch der komische Theil amüsirt meistens durch Frische und Lebendigkeit, hängt jedoch mit der Haupthandlung schon äusserst lose zusammen, so dass es nahe lag, ihn wohl auch einmal ganz zusammenhangslos mit jener hinzustellen, wie diess im „Olivarez" geschehen ist. Hier wird der Gang des ernsten Stücks gar nicht unterbrochen, sondern das Possenspiel „Alfanzo" ist abgesondert gedruckt und offenbar in der Art aufgeführt worden, dass je ein Act desselben einem des Hauptspiels folgte. Es ist eine Posse sehr untergeordneter Art. Ein aufgeblasener Narr, ein Spanier, wie solche meist in derartigen Rollen stehende Figuren sind, wird auf die plumpste Weise gefoppt und unendlich oft abgeprügelt. Die Moral soll sein, dass das Schrauben in der Jugend klug mache, die Schraubenden aber sich selbst entehren. Das Stück erinnert an Ayrer und Hans Sachs. Im „Biron" verirrte sich W. im 5ten Act, ähnlich wie im „Jephtha", so weit, dass er das Tragische in den Schrecken einer Hin-

*) Vorrede zur Liebes-Alliance.

richtungs-Scene verlegen zu müssen glaubte. Der Marschall soll vor den Augen des Publikums geköpft werden, da springt er in seiner Wildheit auf, entreisst dem Henker das Schwert, jagt ihn und die Zuschauer davon, bis auf die beiden Narren, die er auf eine hier sehr unpassende Weise weidlich ängstigst, bis er sich entfernt, um sich an einer andern Stelle, als gerade da, dem Urtheile zu unterwerfen. — Wiederum ganz unglaublich erscheint uns heut im „d'Ancre" die Schilderung einer Ehestands-Scene zwischen dem Prinzen Condé und seiner Gemahlin im Kerker, die nach langer Trennung ihr Wiedersehen in zärtlichster Weise begehen.

Ansprechender als die genannten ist der König Wenzel in Zittau. W. nannte diess Stück auf dem Titel eine Misculance von der alsogenannten Tragödie und Comoedie, und in der Inhalts-Angabe führt er als andern Grund dieses Namens an, dass die Action bisweilen aus hohen und königlichen Personen, bisweilen aus gemeinen Bürgersleuten bestehe. Es wird interessant theils durch die heimische Localität, theils durch das Volks-Element, welches hier viel stärker, als in jenen ersten vertreten ist, und bei dessen Schilderung W. sich am freiesten und geschicktesten bewegt. Er benutzte hierbei eine Sage, nach der Wenzel als Kind nach dem Tode Ottokars vor den Anschlägen seiner Mutter und deren Buhlers durch treue Stände gerettet und nach Zittau gebracht wird, wo ihn die Bürger mit eigner Gefahr aufnehmen und mit Erfolg vertheidigen. Im Vor- und Nachspiele preisen Abgesandte der zwölf nächsten Berge um Zittau die Stadt und Gegend, wobei man gelegentlich wohl das einzigemal in W.'s Schriften den Dichter einen Blick auf die schöne Lage seiner Vaterstadt werfen sieht, während er sonst als ächter Stubengelehrter nirgends eine Spur von Natursinn offenbart. Dass er vom Spazierengehen nicht viel hielt, sagt er selbst; ein sorgfältig gepflegter Garten ersetzte ihm alle Natur-Schönheiten.

Das beste politische Stück, welches W. geschrieben hat, ist offenbar „das Trauerspiel von dem Neapolitanischen Haupt-Rebellen Masaniello" (1682). Hier kam ihm eine sehr ins Einzelne gehende Geschichts-Erzählung zu Hülfe, so dass er wenig hinzu erfinden durfte, sodann bot sich Gelegenheit zu zahlreichen Volksscenen dar, die er wieder mit vielem Geschick und Bekanntschaft des Volkscharakters zeichnet. Die einzelnen historischen Daten sind recht wirksam benutzt, z. B. die durch den Adel beabsichtigte Vergiftung der Brunnen, der Anschlag auf Masaniello's Leben, der dadurch hervorgerufene, auch die Geistlichkeit nicht ausschliessende Befehl, keine langen Kleider zu tragen, der zu sehr ergötzlichen Scenen verwendet wird. Nebenbei kann W. auch hier der Versuchung nicht widerstehen, gegen das Mönchswesen und den Clerus einige Streiche zu führen. Die Flucht adliger Damen in die Mönchsklöster giebt zu einigen frivolen Scenen Veranlassung. Besonders verletzend für unser Gefühl wirkt die Flucht des Herzogs von Caraffa zu einer öffentlichen Dirne und seine Entdeckung daselbst. Der Pickelhäring und die Menge der verwendeten Personen (gegen 80) verursachen zwar auch wieder grosse Breite; doch erhebt sich dafür hier die politische Ansicht des Verfassers von dem Unterthänigkeits-Verhältniss des Volkes zu den Fürsten über die gewöhnliche jenes Zeitalters*), die er sonst freilich theilt. Den unterdrückten Volksrechten wird

*) Ich erinnere an die Auffassung dieses Verhältnisses bei A. Gryphius im „Carl Stuart".

selbst am Hofe des Vice-Königs in der Person des Reichs-Secretärs ein Anwalt gegeben. Besonders bezeichnend hierfür ist folgende Scene:

Der Herzog Ferrante fragt den Staats-Secretär Donatus: Was Rath, mein Herr Secretari?

Don. Hätte man bisshero guten Rath angenommen, so dürffte man nun keine vergebene Sorge.

Ferr. Was hätte man aber thun sollen?

Don. Man hätte das Armuth nicht so beschweren sollen.

Ferr. Wer wil dem Könige die Intraden beschneiden?

Don. Ihr Gnaden halten es mir zu gute, dass sind gewiss keine Königliche Intraden, davon geringe Personen so grosse Palläste bauen können.

Ferr. Der Adel muss unterhalten werden.

Don. Aber nicht mit dem Ruine des andern Volckes.

Ferr. Das Volck ist dessentwegen gebohren, damit es dienen soll. Wenn ein solcher Bube sechs Pfennige mehr im Sacke hat, als er verzehren kan, so wird er hoffärtig.

Don. Und wenn ein armer Mann sechs Pfennige des Tages weniger hat, als er verzehren soll, so wird er ungeduldig, biss die Ungedult zu einer Raserey hinausschlägt.

Ferr. Gegen Rasende Leute gebraucht man sich der Schärffe: Ob Neapolis hunderttausend Köpffe weniger hat, so wird dem Königreiche gar wenig abgehen.

Don. So wollen wir diese hunderttausend Personen ohne Zoll passiren lassen und damit würde dem Königreiche gleichfalls nichts abgehen.

Ferr. Der Herr Secretar schertzet mit einer Sache, da er die Raison besser verstehet.

Don. Aber wo sind die Soldaten, welche uns hunderttausend Köpffe liefern können?

Ferr. Das weiss der Herr Secretari auch besser, als ich.

Don. Ich kenne den Staat von Neapel wohl, man muss hazardiren. Aber es heist, wie bey dem Charten-Spiel, wagen gewinnt, wagen verspielt.

Ferr. Aber was fangen wir nun an, nachdem der Karn in den Morast geschoben ist?

Allegro (der Pickelhäring). Ich hätte nimmermehr gedacht, dass der Herr Secretarius so ein ehrlicher Mann wäre; aber nun sehe ich wohl, wenn er seine Finantz mit eingezogen hat, so hat er gedacht wie unser Hund, der brachte uns allemahl das Fleisch auff die Stube: Doch wie einmahl die andern Hunde sich wolten zu Gaste bitten, und er mit seinem Wiederstande zu schwach war, so denckt der Hund, eh' ein ander Reckel das beste Stücke wegschnappen soll, so wil er das seinige auch dabey thun, und frist aus gantzen Leibes-Kräfften drauff loss. Und wie sprechen die Soldaten: es ist keine Sünde, dass ich stehle, der Herr behält doch nichts davon: nehm ichs nicht, so nimmts ein ander. Doch lass hören, wie sich unser Herr aus dem Hauffe finden wird: denn was die mit dem Degen verderben, das sollen die mit der Feder wieder gut machen.

Don. Wir mussens erwarten, was ihre Excellentz werden ausgewürcket haben, denn dass ist gewiss, der Zoll muss abgeschaffet werden.

Ferr. Dabey verderben die meisten Familien?

Don. So behaltet den Zoll und last eure Häuser zerstören.

Ferr. Es ist um die Königl. Majestät zu thun, welche darunter angegriffen wird.

Don. Ich betaure den Zustand der Könige, dass sie mehrentheils von dem Nutzen nicht viel zu geniessen haben; Da sie doch bey der Gefahr allzeit das meiste tragen sollen.

Diess ist auch das Stück, bei dem Lessing unsers W. gedenkt. Er schreibt unter dem 14. Juli 1773 seinem Bruder, welcher den Plan hatte, den Masaniello zu bearbeiten:

„Weisst Du denn auch, dass Du schon einen dramatischen Vorgänger hast? und einen dramatischen Vorgänger in Deutschland? Es ist kein geringerer, als Christian Weise, dessen Trauerspiel von dem Neapolitanischen Hauptrebellen Massaniello Du in seinem Zittauischen Theater finden wirst. Wenn Du es noch nicht gelesen hast, so lies es ja. Es hat ganz den freien Shakespearischen Gang, den ich Dir sehr zur Nachahmung

empfehlen würde. Auch wirst Du, des pedantischen Frostes ungeachtet, der darin herrscht, hin und wieder Funken von Shakespearischem Genie finden."

Am bedeutendsten erscheint uns W.'s dramatische Thätigkeit in derjenigen Gattung von Stücken, die jetzt noch zu besprechen übrig ist, den freien Erfindungen, die „eine verblümte Vorstellung aus dem menschlichen Leben" geben sollen. Von ihnen sind die meisten gedruckt worden, und zwar gab er sie lieber als seine geistlichen und politischen Stücke, „weil in solchen Dingen mehr Kunst stecket, als wenn noch so vornehme Begebenheiten aufs theatrum gebracht werden. Gewiss, wer sich in seinem stylo dergestalt in acht nehmen soll, dass einer jedweden Person der also genannte character anstehen muss, der hat mehr Sorge, wenn er gemeine Leute vorstellen will, davon alle Spectatores gar leicht judiciren können, als wenn er in seiner dictione sententiosa et arguta lauter hohe Personen aufführet, die vielmal kein Mensch in der gantzen Versammlung gesehen hat"*). In der That zeigt der Dichter in diesen meist ganz auf eigner Erfindung beruhenden Stücken sein ganzes Talent. Frisch und keck greift er die verschiedenartigsten Lebens-Verhältnisse auf und gestaltet sie mit grosser Leichtigkeit zu dramatischen Scenen. Lehrhaft zu wirken ist natürlich auch hier seine Aufgabe, die sich am stärksten in den älteren Stücken ausspricht, während sich in den späteren das Unterhaltende mehr geltend macht, — ein Fortschritt zur modernen Gestalt des Drama's, der sich auch in der Form offenbart. Diese stützt sich in den früheren Arbeiten noch auf die in jener Zeit herrschenden Typen, von welchen er sich allmählich losmacht, um in den späteren ganz entschieden neue Wege einzuschlagen und anzubahnen. Solch ältere Formen sind die allegorischen Einfassungen, die Prozess-Stücke, das Schauspiel im Schauspiel, von welchen allen wiederholt Gebrauch gemacht wird. Die Liebesgeschichte spielt in ihnen noch gar keine, oder doch nur eine ganz untergeordnete Rolle, während die späteren Stücke ausschliesslich auf die Entwickelung einer Liebes-Intrigue hinauslaufen. In jenen sucht der Dichter stets eine bestimmte Lehre auf verschiedne Weise durch mancherlei Fälle derselben Art zu beleuchten. — Wir stellen die hieher gehörigen gleichartigen zusammen; es sind: der bäurische Machiavell, die verkehrte Welt, der Politische Quacksalber, die unvergnügte Seele und der träumende Bauer aus Niederland. Von diesen haben die drei ersten die Form eines Prozesses, der in einem allegorischen Vorspiel eingeleitet und einem derartigen Schlusse zu Ende gebracht wird.

Im bäurischen Machiavell wird der böse Politikus dieses Namens, „den Jedermann schilt, und den doch Jedermann practicirt"**), von Simplex, Candidus und Fidelis vor Apollo angeklagt, dass, seit er seine Schriften in der Welt ausgebreitet habe, alle Treue erloschen und statt deren Falschheit, Ehrsucht, Geiz und Meineid eingeführt seien. Er lehnt diese Beschuldigung mit der Behauptung ab, dass diese Fehler lange vor ihm dagewesen seien, dass die Bauern, ohne seine Schriften zu kennen, die ärgsten Machiavellisten seien. Zur Prüfung dieses Satzes werden Eusebius und Politicus abgesandt, das Thun und Treiben der Bauern zu beobachten. Darauf werden wir in die Gemeinde

*) Vorrede zum Körbelmacher.
**) Zinkgräf Apophthegmen 302.

Querlequitsch geführt, wo eben das Amt eines Druschemanns d. i. eines Hochzeits- und Leichenbitters zu vergeben ist. Es melden sich drei Bewerber, welchen allen von dem Schulmeister Scibilis das Amt verheissen wird; in Wahrheit aber verschafft er es dem, der seine Tochter zu heirathen verspricht, nachdem die andern Mitbewerber und deren Patrone auf geschickte Weise aus dem Felde geschlagen sind. — Die Verwickelung ist durchsichtig angelegt und gewandt gelöst. Zuletzt wird Machiavell, obschon der Beweis eigentlich zu seinen Gunsten geführt ist, doch durch Apollo verbannt; Eusebius und Politicus, die Commissarien, bitten sich die Erlaubniss aus, in Zittau beständig Wohnung nehmen zu dürfen, und Merkur schliesst zuletzt mit einer Anrede an die glückliche Stadt, in der Eusebius d. i. „der Liebhaber des göttlichen Worts, und Politicus, der Werkmeister der zeitlichen Glückseligkeit" ihren Sitz genommen haben. — Der allegorische Theil ist langweilig, desto frischer aber das eigentliche Lustspiel, bei welchem der Verfasser noch eine andre Absicht verfolgte. Er benutzte es nämlich als Gelegenheit, seinen Schülern eine überaus grosse Menge von lateinischen Sprichwörtern und Phrasen beizubringen, die dem Schulmeister in den Mund gelegt, gut gewählt und zuweilen komisch verdreht sind.

Das zweite Stück der Art, die verkehrte Welt, kenne ich nur aus Gervinus, der es III, pag. 460 kurz folgendermassen schildert: „der Volkswitz, den der Titel angiebt, wird in seltsamen Scenen dargestellt: wie der Käufer noch Geld zu seiner Waare bekommt, der Herr dem Diener Rechnung ablegt, die Frau um den Mann anhält u. s. w. Der Held Alamode hat die dadurch entstehenden Händel zu schlichten und bewirkt diess, indem er die Widerstrebenden auf den Kopf stellt und sie so für die verkehrte Weltordnung gewinnt."

Das dritte Stück, der politische Quacksalber, ist dem Machiavell äusserst ähnlich; nur an Breite übertrifft es ihn auf unvortheilhafte Weise. Ein Paar Quacksalber, die ihre Buden auf einem Markte sich gegenüber aufgeschlagen haben, gerathen sich in die Haare, und werden vor Aesculap citirt. Sie rechtfertigen dort ihr Treiben mit der Entschuldigung, es würde jetzt im öffentlichen Leben so viel Quacksalberei getrieben, dass darum unmöglich alle bestraft werden könnten; darum beanspruchen sie dieselbe Freiheit. Auch hier wird wieder eine Commission ernannt, um den aufgestellten Satz zu erhärten, welche darauf hin die Welt prüfend durchziehen und alle unberechtigten, anmassenden Pfuscher vor das Gericht des Aesculap citiren soll. Diess giebt nun wieder Gelegenheit, die verschiedenartigsten Bilder aus dem Alltagsleben an einander zu reihen. Jede Scene bringt eine neue Gattung von Prahlern und Stümpern, ähnlich wie die Romane, namentlich der Politische Näscher, aus welchem manche Ideen wieder entlehnt sind. Dabei kann der Verfasser natürlich auch eine ungewöhnlich grosse Anzahl Personen, namentlich auch kleinere Knaben verwenden. Er gerieth hier auf den Abweg, eine komische Wirkung durch lächerliche Namen erzielen zu wollen. Die Beisitzer des Aesculap heissen z. B. Sirupo, Galatino, die Secretäre Morsulo und Pilulo, kleine Diener sind Sal, Sulfur, Mercurio, Tartaro; der eine Quacksalber Likarsky und seine Gegnerin Rizarize. In einer Scene, welche eine der üblichen Basen-Visiten bei einer Wöchnerin mit höchst wirksamer Naturtreue, nur zu breit, darstellt, erscheinen als Besucherinnen: Cornice, Vocale, Pocopiane und Prestoforte. Ein Paar dem Gryphius nachgebildete Grosssprecher heissen: Parapiridutomuroforcides und Bombagranitympotaratandides. Der

Schluss ist, dass dem Aesculap zuletzt „das Werck zu weitläufftig wird," weshalb er Alles in statu quo bleiben lässt, doch mit der Bedingung, „dass die eigennützigen Prahler als untüchtige Personen jederzeit von hohen Gemüthern sollen verachtet werden."

Das vierte Stück, die unvergnügte Seele, soll die Moral veranschaulichen, „dass jeder Mensch auch im geringsten Stande Gott und genug haben könne." Dazu wird der Held des Stücks, der bisher in keiner Lebenslage hat zufrieden sein können, durch verschiedene Situationen hindurchgeführt, in denen er Anfangs meint Befriedigung finden zu können, durch deren Schattenseiten er aber bald wieder um sein Glück gebracht wird. Frauenliebe, Lebensgenüsse, Ehrenamt, Reichthum, selbst die Philosophie können auf die Dauer nicht glücklich machen. Erst ein schlichtes Ehepaar von Landleuten zeigt dem Verzweifelnden, dass Einfachheit und Gottseligkeit die rechten Mittel seien, wahres Glück zu erlangen. — Der Lösung einer solchen psychologischen Aufgabe war W. allerdings nicht gewachsen; sie ist plump und gewaltsam. Die Philosophie z. B. wird dem Lernbegierigen dadurch verleidet, dass Zeno und Epicur als ihre Repräsentanten auftreten, deren jeder den Schüler dadurch für sich zu gewinnen sucht, dass er den andern durch die pöbelhaftesten Schimpfreden herabsetzt. So sagt u. a.

Zeno. Wollust, Wollust, dass ich einem solchen Saumagen, einer solchen wollüstigen Bestie nicht den Leib zerreissen soll.

Epicur. Und dass ich einem solchen Sauertöpfischen Holtzbock nicht die Hörner mit was anders vergülden soll. Ach ich betrübe mich von Hertzen, wenn ich sehen soll, was vor Leute dadurch verführet werden.

Zeno. Höre Kerls, hastu deine Vergnügung in der Wollust gefunden, warum betrübstu dich?

Epicur. Und höre Kerls, hastu deine Vergnügung ausser den Affecten gefunden, warum erzürnestu dich?

Zeno. O der Zorn sitzet mir nicht im Hertzen, er sitzet mir nur auff der Zunge, unterdessen bleibstu doch ein Sau-Magen.

Am Schlusse geht das Stück in ein Nachspiel über, die Martinsgans, eine Burleske derbster Art. Das christliche Ehepaar ladet nämlich die Spielenden zur Martinsgans; doch nur die Bauern erscheinen. Da passirt denn mancherlei Unglück. Zuerst hat der Hund den Braten angefressen, der Schulmeister aber sucht diess beim Tranchiren zu verbergen, indem er ihn mit einem stumpfen Messer „brav zerlästert". Dann verschüttet der Pickelhäring die Kanne mit Bier. Alle eilen mit ihren Tüchern herbei, wischen auf, winden das Bier wieder in die Kanne aus und schenken ein. Darauf stolpert die Köchin mit der Schwarzgans, fällt mit dem Gesicht in die schwarze Brühe, der Pickelhäring will sie küssen und schwärzt dabei auch sein Gesicht. Damit werden denn allerdings der unvergnügten Seele einige vergnügte Zuschauer gewonnen worden sein, wie es der Epilogus wünscht.

Der Anlage nach gehört endlich hieher auch noch das Schauspiel vom Niederländischen Bauer, „welchem der berühmte Printz Philippus Bonus zu einem galanten Traume verholffen hat" (1685). Es beruht auf der bekannten Anekdote, welche Shakespeare in dem Vorspiele zur „Zähmung der Widerspenstigen" benutzte, Holberg im „Jeppe pá Bierge" in 5 Acten und nach ihm auch Kotzebue bearbeitet haben. Dass W. den Shakespeare nicht benutzt hat, ist ebenso sicher, als dass Holberg unsern W. nicht gekannt hat. Letzterer besass keine Kenntniss der englischen Sprache und erwähnt nirgends jenes Namen. Beide müssen wohl aus einer Quelle geschöpft haben, wie die

grosse Aehnlichkeit der Anlage in den Stücken beider beweist. Wie gross ist aber der Abstand in der Ausführung! Die Beschränktheit des Gesichtskreises und die bedeutend geringere Begabung unsers W. kann nicht schlagender dargelegt werden, als durch die Bearbeitung desselben Stoffes von beiden Männern. Shakespeare begnügt sich mit zwei Scenen; W. macht 5 lange Acte daraus. Was jener nur mit wenigen Strichen andeutete, das führt W. in grosser Breite aus. Doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, dass jener den Schluss, das Erwachen des Bauern, ganz fallen lässt, und dass bei W. eine eingeschobene, vor dem Bauern aufzuführende Oper viel Raum einnimmt. Bei letzterer fügte sich W. dem herrschenden Gebrauch der Allegorie. Burgundia wird unter Mitwirkung von Pax und Opulentia und unter Widerstreben von Mars, Venus, Plutus u. s. w. an Amandus (den Herzog Philipp) vermählt. — Auch hier besteht der Haupttheil des Stückes aus einer Reihenfolge gleichartiger Situationen, welche der Bauer als Fürst durchlaufen muss, ehe er wieder in Trunkenheit und auf die Strasse versetzt wird, wo er gefunden worden war. Zwischendurch ziehen sich mehrere komische Scenen der Bauern und ihrer Weiber, die den Verlorenen zu suchen bemüht sind. Für uns höchst auffallend ist die hier vorzugsweise sich findende traurige Zeitansicht vom Bauernstande und dem Verhältniss der andern Stände zu ihm*). Wie der Bürger sich selbst ohne Bedenken tief unter Fürsten und Adel stellt, so sieht er den Bauern wieder weit unter sich selbst, und dieselbe Behandlung, die ihm von jenen Ständen zu Theil ward, wendet er seinerseits diesem wieder zu. Ich führe hier nur eine charakteristische Stelle aus dem Gespräche zweier Hofbedienten an, deren Schluss zeigt, dass W. zu Zeiten auch nach oben einen Streich zu führen versteht.

Robert. Da sieht man, wie weisslich Gott die Ordnung unter den Menschen zu halten pflegt, er ist reich genung, und könte dem ärmsten Bauer Mittel genung schaffen, dass sie im essen und trincken etwas besser accommodiret würden. Allein wer wollte das ungezähmte Volck im Gehorsam behalten, wenn Armuth und Elend nicht die besten Zuchtmeister wären.

Heinrich. Ein Fürste müste sich im ersten Monath seiner Regierung in die Wüsteney begeben, wenn sich nicht die meisten mit Hunger und Kummer in der Welt zu ernehren hätten.

— — — —

Heinrich. Es (sc. die Bauern) ist eine Gattung von leibhafftigen Vieh, denn es sucht in Fressen und Sauffen die beste Wollust, und wenn der Bauch darüber zuspringen solte.

Robert. Ich halte, es ist eine Gattung von umgekehrten Vieh, denn das rechte Vieh wird im Fressen und Sauffen die Mase niemahls überschreiten.

Heinrich. So dürffen wir nicht sprechen, denn zu Hofe wird niemand sein, der sich einer beständigen Mase rühmen kan, es wäre denn, dass man einander die Gesundheit mit vollen Massen zutheilen wolte.

An die bisher besprochene Gattung reihen wir ein Stück, welches sich ebenfalls an ein gegebenes Vorbild anlehnt, das lustige Nachspiel von Tobias und der Schwalbe „wie etwann vor diesem von Peter Squentz aufgeführet worden“ (1682). Es ist eine Nachahmung der absurda comica von Gryphius (den W. jedoch nicht nennt), nur noch toller und übertriebener; an Reichthum und Schärfe des Witzes freilich jenem bei weitem nachstehend. Nicht Einer, sondern zwölf Dichterlinge präsentiren ihre Comödien zur

*) Auch Gryphius stellt in der Dornrose den Bauernstand noch auf tiefer Culturstufe stehend dar, jedoch mit mehr Wahrung der Menschenwürde, als W. dies thut.

Aufführung und werden alle selbst zur Darstellung der auserwählten herangezogen, der des Schulmeisters Bonifacius von Tobias und der Schwalbe. Es erscheinen nun: der König von Ninive, der Engel, die Familie des Tobias, die Leiche, die Ziege, der Hund, die Bank, die Schwalbe und der Leuchter. Alle lassen es an „Säuen" nicht fehlen und gerathen sich jeden Augenblick in die Haare, so dass das Stück nicht einmal zu Ende geführt wird. Die Tendenz des Ganzen ist wieder der des politischen Näschers gleich. Am Ende desselben sprechen diess zwei Mitspielende direct aus: „Das gantze Spiel gehet auf solche Leute, die etwas in der Welt auf sich nehmen, das sie nicht gelernet haben: Und solte ich in nicht allen Ständen viel Dutzend dergleichen Personen antreffen, die nicht besser wären als Bonifacius v. Bettelrode, oder der Todtengräber von der Eselswiese?" — Auch hieraus eine bezeichnende Scene, die von der Schwalbe.

Peter kommt und singt:

Hier kommt die liebe Schwalbe,
Nehmt euch fein wohl in acht,
Dass ich euch nicht beselbe,
Es ist doch finstre Nacht.
Verwahret Euer Angesicht,
Die Handgranate schonet nicht.

(Er steiget hinauff über die Wand in das Nest.)

Acutus. Herr Bonfacius, weil dieser Actus wäret, so wird das Frauenzimmer wol einen Abtritt nehmen?

Bonif. Wie so mein Herr?

Acut. Wo es nach der Historie gehet, so ist ein hesslich und stinckend Possen-Spiel noch übrig.

Bonif. Last mich doch ungehofemeistert. Dem Wercke ist schon abgeholffen, dass wir nichts garstiges sehen und nichts stinckendes riechen werden.

Acut. Die Schwalbe hat gewiss eine Zibeth Katze gefressen, die wird dem lieben Manne sachte ins Gesichte fallen.

Bonif. Nein, er hat einen Topff mit schwartzen Holunder-Muss in der Hand, den mag er herunter schmeissen.

Acut. So wird das gantze Gesicht schwartz.

Bonif. Ist doch die schwartze Farbe ein Zeichen der Blindheit.

Acut. Ich bin gefangen. Was wil man thun? Ein jedweder Künstler behält in seiner Kunst Recht überley.

Peter. Wenn ihr dort unten schwatzen wolt, so werde ich meinem Gesange die Pfeiffe einstecken.

Bonif. Singt fort, wir schweigen schon.

Peter.

Da sitz ich in dem Neste,
So reinlich, als ich kan,
Kommt her ihr fremden Gäste
Und seht das Lager an.
Fällt mir ein Quärgel in das Hauss,
So schmeiss ich's zu dem Fenster naus.

(Peter schmeist den Topff herunter und trifft Marcolphus, die Banck.)

Bonif. Ey, ey, da ist was ausgelassen, Tobias sol noch kommen. Die Banck wird wohl von dem Wurffe nicht verblinden.

Marc. (steht auff). Wer hat mich zu werffen? ich heisse den einen Schelmen.

Peter. Du berusster Schincken-Dieb, hab ichs gerne gethan?

Marc. Was, wo hab ich Schincken gestohlen? ich kehre die Feuermäuern als ein ehrlicher Mann: Aber wenn ich dich einen Karten-Macher heisse, so wissen alle Leute, in was vor eine Zunfft du gehörest.

Peter. O du Elender Hencker. Meine Arbeit kommt vor Fürsten und Herren: Aber was du machst, das schütten wir auf den Misthauffen.

Marc. Du Stümper, du solst mir alle Fürstliche Karten machen? Wenn deine Arbeit unter die Bauer-Knechte käme, so würffen wir den Quarck zum Fenster, oder zu einer garstigen Thüre hinaus.

Peter. Was frage ich nach einem Narren, der unten stehet? Ich bin doch besser, denn ich bin höher.
(Singt) Ich bleibe dennoch eine Schwalbe,
Und wehe dir, wo ich dich besalbe.

Marc. Was? Wilstu höher seyn, ich wil dich niedriger machen.

Grolmns (die Wand). Au, au, wo ihr Händel anfangt, so geht mein Zierrath über den Hauffen.

Marc. Was frag ich darnach? Runder mit dem Kartenmacher, ich wil ihm den Kopff zerdrücken, als einer Schwalbe.

Peter. Ich muss auch darbey seyn: du schwartzer Vogel, geh und wetze den Schnabel an den Galgen.

Marc. Der Worte halben mustu von dem Neste herunter. (Sie schlagen einander über den Hauffen.)

Bonif. Nun ist nicht mehr an eine Sau zu gedencken, sie lauffen mit gantzen Schocken auff dem Theater herüm.

Marc. Was wolt ihr?

Bonif. Ich wil Friede nehmen.

Marc. So solt ihr in die mitten kommen. (Sie weltzen einander stattlich herum und zerreissen das Nest, die Flederwische, damit die Schwalbe gezieret ist, endlich lauffen sie alle mit ihren zerbrochenen Sachen davon.)

Der Tendenz und Anlage nach am ähnlichsten ist diesem Stück die um zwei Jahre ältere „zweyfache Poeten-Zunfft“ (1680). Wie jenes gegen die unberufenen und unbefähigten Comödien-Dichter und Darsteller gerichtet ist, so dieses gegen die unberufenen Sprachneuerer und die behufs Reinerhaltung der Sprache begründeten Sprachgesellschaften. Es ist das einzige, bei dem wir eine ziemlich directe Polemik wahrnehmen. Obschon nirgends ein Name genannt ist, so erinnern doch schon die Benennungen der beiden Zünfte „der Narren-Kolben-“ und der „Tannzapfenzunfft“ an Zesens deutsch gesinnte Genossenschaft mit ihrer Rosen- Lilien- Neglein- und Rautenzunft. Noch mehr zeigt diess das Copiren des lächerlichen puristischen Getreibes innerhalb jener Gesellschaft und des gegenseitigen Verherrlichens und Lobhudelns ihrer Mitglieder. Es beweist Nichts dagegen, wenn W. in der Vorrede den Schein annimmt, als wolle er nur einem Fehler der Jugend entgegenarbeiten. „Da die Jugend gar zu gern auf neue Händel mit Wörtern und Buchstaben geht, da die andern Realia noch zu wichtig scheinen, sogar, dass auch mancher in dieser lieblichen Raserey alles Studieren beyseite setzet, wenn er auf seinem eingebildeten Parnasso die Musen bedienen, aber gleichwohl mit solchem Dienst keinen Heller verdienen kan: als war die Intention mit der Poeten-Zunfft nicht so übel à propos.“ Die lächerlichen Spielereien mit allegorischen Emblemen, welche in den Sprachgesellschaften jener Zeit üblich waren, parodirt er folgendermassen. Der Zunftmeister der Narren-Kolben-Zunft Parlirus erklärt dem neu aufzunehmenden Kolbus:

Parl. Wir haben in unsrer Gesellschafft zwey Zunfft-Sitze, in einem befleissiget man sich auf hohe Reden und tieffe Gedancken, darumb tragen sie Kräntze von Tann-Zapffen, anzuzeigen, dass ihre Verse auf hohen Bäumen gewachsen seyn.

Kolbus. In die Zunfft begeb ich mich nicht; wer hoch steiget, der fället hoch.

Parl. So begebet Euch in meine Zunfft, die heisset die Narren-Kolben-Zunfft.

Kolb. Pfuy, das ist ein garstiger Name.

Parl. Man urtheilet nicht nach den Namen, sondern nach den Wercken! Denn sehet, wir befleissigen uns der Lieblichkeit. Weil nun die Schilff-Pfeiffen ein liebliches Sing- oder Spielwerck seyn, damit Pan den Apollo selbst überwunden hat, so ehren wir den Schilff so sehr, dass wir auch die Kolben davon in unsere Kräntze genommen haben.

Kolb. Warumb heissen sie es aber Narren-Kolben?
Parl. Die Gelehrten sind nicht einerley Meynung, etliche meynen darumb, weil man durch einen solchen Krantz die Narren alsobald kan zu Poeten machen, etliche darum, weil sie von denen Narren aus Unverstande verlachet werden.

Der Gang des Stückes, in welchem auch die Verspottung der lächerlichen Seiten des Zunftwesens in der Absicht des Verfassers gelegen zu haben scheint, ist folgender: Die beiden Zünfte halten auf einer Wiese eine Sitzung, die von den Bauern unterbrochen wird, welche die Mitglieder verjagen bis auf eins, dem sie übel mitspielen. Darauf folgt unter lächerlichen Ceremonien die Wahl der Zunft-Beamten. Der zum Schutzherrn erwählte Edelmann des Dorfes nimmt die Würde, weil sie ihm viel Spass verheisst, an, giebt dann der Gesellschaft Walthern von der Vogelweide zum Schutzpatron und einige gelehrte Aufgaben zur Lösung, z. B. ob Stiefel ein deutsches Wort sei. Ehe die Berathung hierüber noch zu Ende gebracht ist, werden beide Zünfte zum Edelmann entboten, der eine vornehme Gesellschaft mit ihrem Treiben belustigen will. In einem Wettkampf muss hier eine Zunft die andre preisen und neue Fragen lösen, bis beide endlich über die ihnen bestimmte Belohnung in Streit gerathen und das Stück mit einer Prügelei beschliessen.

Es sind nun noch diejenigen Schauspiele zu besprechen, welche sich schon in der Form den modernen ganz nähern. Dahin gehören: der betrogene Betrug (herausgegeben in Nutz und Lust 1690), der verfolgte Lateiner (in der Comödien-Probe 1695), die betrübten und wieder vergnügten Nachbarskinder (1699), der curieuse Körbelmacher (1702) und die ungleich und gleich gepaarte Liebes-Alliance (1703). Die beiden ersten sind nicht als Schulcomödien aufgeführt worden. Ihre Abfassung fällt in die grosse Pause, welche W. auf seinem Schultheater von 1688 bis 1702 eintreten liess; die andern drei sind auch theils während, theils nach derselben entstanden. Diese Zeit ist gewiss nicht ohne Bedeutung für die ganz veränderte Anlage aller dieses Stücke. W. scheint während derselben durch uns allerdings unbekannte Einflüsse und vielleicht auch Vorbilder in den spätern Jahren wieder zu der novellistischen Form seiner frühesten Schauspiele (der triumphirenden Keuschheit und der beschützten Unschuld) zurückgeführt worden zu sein. Alle fünf genannten sind nämlich ganz regelrecht angelegte Intriguen-Stücke und behandeln irgend eine um eine Liebes-Geschichte sich drehende Anekdote. Die Hauptsache darin ist nicht mehr eine moralische Tendenz, sondern die Unterhaltung. Sogar der Pickelhäring ist in ihnen verschwunden, oder tritt doch nicht mehr im gewohnten Costüm und Charakter hervor; ja in einigen (dem verfolgten Lateiner und der Liebes-Alliance) fehlen sogar die Bauern, und W. bewegt sich mit möglichster Decenz auf durchaus bürgerlichem Boden. Damit hat ihr Verfasser einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan und reicht dem nächsten Jahrhundert die Hand; zwischen ihm und Gellert ist nun in der That schon kein wesentlicher Unterschied.

Was die Stücke im Einzelnen betrifft, so zeichnen sich die beiden ersten durch ihre Kürze und die geringe Personenzahl aus. Der betrogene Betrug ist nach der ausdrücklichen Angabe W.'s geschrieben, „um vornehmen Freunden zu zeigen, wie weit man zur Belustigung inventionem ridiculam ausführen könne“, d. h. wohl, wie weit vor höher

gebildetem Publikum der Scherz gehen dürfe, ohne anstössig zu werden. Es umfasst nur zwei Acte und hat nur fünf Personen. Bauern und Prügel giebt es zwar noch, jedoch keinen Hanswurst und keine Zweideutigkeiten. Der Gegenstand beruht auf einer angeblich wahren Begebenheit. Ein geiziges Weib wird von ihrem Manne um einen Topf mit unrechtmässig erworbenem Gelde betrogen. Dem Manne entwendet wieder ein Freund den Topf, und diesen belauscht dabei wieder ein junges Mädchen, welcher das Geld eigentlich zukommt und endlich auch zufällt.

Der verfolgte Lateiner hat ausser der Liebesgeschichte noch eine Nebentendenz. Er soll das lächerliche Streben des Bürgerstandes, sich mit lateinischen Brocken zu schmücken, verspotten. Diess geschieht nicht übel in der Schilderung der Sitzungen des Raths einer kleinen Stadt in Betreff der Verleihung des Bürgerrechts an ein Paar auf reiche Heirathen ausgehende Studenten. Sie sind dem Rath willkommen, da man nun nicht mehr nöthig habe, „wer weiss wie viel Viergroschen-Stücke einem fremden Herrn an den Hals zu schmeissen, dass er ein Bissgen Lateinisch mit in den Brief des Rathes setze.“ Als die Studenten durch Intriguen des auf sein Ansehen eifersüchtigen Kirchenschreibers fast um Heirath und Bürgerrecht geprellt sind, rettet sie ein an die Stadt gerichtetes fürstliches Schreiben, welches lateinische Worte enthält, die Niemand als sie enträthseln kann. Recht geschickt ist schon die Intrigue geleitet. Der Kirchenschreiber hat, als Zigeuner verkleidet, den in die Studenten verliebten Mädchen die bevorstehende Bewerbung zweier Grafen prophezeit und die Studenten um allen Credit gebracht. Diese rächen sich nun, indem sie ein Paar „Feuermäuerkehrer“, als Grafen verkleidet, bei jenen einführen, die ihre Rolle sehr drollig so lange spielen, bis die Verlobung erreicht ist, worauf ihre Entlarvung erfolgt und die beschämten Mädchen bereitwillig ihre früheren Anbeter wieder annehmen.

Weit länger und trockener sind die andern drei Stücke, von denen ich nur noch die einer Novelle gleichende Fabel des curieusen Körbelmachers anführen will. Der Sohn eines reichen Kaufmanns ist in die Tochter eines armen Korbmachers verliebt, um die er mit Genehmigung des Vaters wirbt, die er aber nur erhalten soll, wenn er das Handwerk ihres Vaters erlerne. Diess geschieht, und nach überstandener Lehrzeit erfolgt die Heirath. Nun kommt aber der reiche Mann durch allerlei Unglück um sein ganzes Vermögen und muss mit Hinterlassung seiner Frau flüchtig werden, welche statt seiner ins Schuldgefängniss wandert, wo ihr die scheinbar sichre Nachricht von dem Tode ihres Gatten zugeht. Aus der Haft erlöst wird sie durch einen reichen Schiffer, der ihr seine Hand anträgt und den Heirathscontract abschliesst, wodurch sie, da der Schiffer vor der Hochzeit stirbt, zu grossem Vermögen kommt. Von neuen Bewerbungen bestürmt, erkennt sie an Körbchen, die ihr in die Hand kommen, die Arbeit ihres todt geglaubten ersten Gatten, welcher denn auch wiedergefunden wird und nun den Reichthum seiner Frau theilt. — Diesen reichhaltigen Stoff vermochte W. allerdings nur in grosser Breite durchzuführen. Mit wenig Worten seine Motive und Charaktere darzulegen ist noch nicht seine Sache; darum ermüdet das Stück, wie die beiden andern, in hohem Grade. Das hereinbrechende Unglück schildert er ungefähr wie der Verfasser des Buches Hiob, ohne an Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit zu denken. Auch ist der Zeitraum, welchen das Stück umfasst,

bedeutender als in allen andern. Gleichwohl fehlt es nicht an charakteristischen Schilderungen jener Zeit, z. B. an Handwerks-Scenen. Der Brandtewein spielt in diesem schon späten Stücke eine bedeutende Rolle, während er in den frühern nicht einmal erwähnt wird, ein Beweis, wie sehr er innerhalb der Lebenszeit W.'s an Verbreitung gewonnen hatte.

Damit sei nun die Besprechung der einzelnen Schauspiele beendet. Wir werfen nur noch kurz einen Blick auf das Resultat der ganzen dramatischen Wirksamkeit W.'s und fassen den Fortschritt, welchen durch ihn das Drama gemacht hat, in folgenden Punkten zusammen: Die Anlage hat an Geschick bedeutend gewonnen. Eine verständige Einleitung, eine spannende Entwickelung und eine gewandte Lösung einer Geschichte zu geben, hat W. zuerst gelehrt. Alle andern Dichter seiner Zeit stehen in dieser Beziehung weit hinter ihm zurück. Die Wahl der Gegenstände aus bekannten und naheliegenden Ideenkreisen im Gegensatze zu den weit entlegenen historischen Stoffen der Schlesier, oder den Allegorien und Schäferspielen der Nürnberger ist ebenfalls sein Verdienst. Bedeutend gewann der Dialog an raschem und lebendigem Wechsel der Rede. Die Scenen kurz und mit contrastirenden Stimmungen auf einander folgen zu lassen, verstand bis auf seine Zeit Niemand, wie er. Darum blieb nur zu wünschen, dass er, unabhängig von seinen Schulzwecken und mit einem idealeren Begriff von der Poesie versehen, im Stande gewesen wäre, sich der platten Auffassung seiner Stoffe und der übermässigen Breite ihrer Ausführung zu entziehen, so würden seine Leistungen bei seinem ganz entschieden dramatischen Talent noch heut mehr, als bloss historischen Werth haben, wie unter diesen Umständen leider von ihnen nur gesagt werden kann.

Zuletzt wäre es nun noch nöthig, die Sprache W.'s zu charakterisiren, die des Eigenthümlichen viel hat und nicht unwichtige Beiträge zu einer Geschichte der deutschen Sprache des 17ten Jahrhunderts zu gewähren vermag; indess würde das für diesen Zweck gesammelte Material eine Abhandlung nöthig machen, deren Umfang den hier zugemessenen Raum weit überstiege; daher hat der Unterzeichnete zunächst dafür Sorge getragen, dass der reiche, lexicalisch wichtige Theil im Wörterbuch der Gebrüder Grimm Aufnahme finde; die eigne Behandlung des ganzen Stoffs muss jedoch einer andern Gelegenheit vorbehalten bleiben.

H. Palm.

Druck von Grass, Barth und Comp. (W. Friedrich).









